

**Konrad Hummler, Doris Fiala – und Tom Kummer über Martina Hingis**

Nummer 29 – 18. Juli 2013 – 81. Jahrgang – Fr. 6.50 (inkl. MwSt.) – Euro 4.90

# DIE WELTWOCH

80 JAHRE QUALITÄT



## Die Entdeckung des Geistes bei den alten Griechen

Eine Reise an den Ursprung des europäischen Denkens.

*Von Urs Gehrig*

## So trickst die «Rundschau»

Neue Fakten belasten die Journalisten des Schweizer Fernsehens. *Von Alex Baur*

## Aufstand gegen das Kopftuch

Ein fragwürdiger Bundesgerichtsentscheid hilft den Islam-Kritikern.

*Von Rico Bandle*



Schweizer Fernsehen

**So trickst die  
«Rundschau»**

Schulen

**Aufstand  
gegen das  
Kopftuch**

Letzte Fragen

**Die alten  
Griechen  
lehren  
uns das  
Denken**



SERGEANT

## Verantwortung in vollendeter Form.

Wenige Unternehmen haben die Büro- und Objektmöbelbranche so geprägt wie Wilkhahn. Über viele Jahre hinweg haben wir einen eigenen, wegweisenden Standpunkt eingenommen und diesen konsequent vertreten. Wir haben nie an die reine Form geglaubt: Wer Möbel und Räume

gestaltet, gestaltet seine Umwelt und die Beziehung der Menschen miteinander. Ästhetik hat für uns immer auch eine ethische und soziale Dimension. Daher stehen bei Wilkhahn nachhaltiges Wirtschaften und ökologische Verantwortung über dem kurzfristigen Erfolg. Mehr denn je.

## Intern

Am 27. März dieses Jahres liess die «Rundschau» eine vermeintliche Bombe platzen, die allerdings allein auf der anonymisierten Aussage eines verdeckten Informanten beruhte: Professor Christoph Mörgeli solle als Doktorvater systematisch gekaufte Dissertationen durchgewinkt haben – und zwar im vollen Wissen um den Betrug. Aufgrund einer breiten Recherche kam *Weltwoche*-Redaktor Alex Baur zum Schluss, dass der «Dr. Anonymus» der «Rundschau» zwar bei einer Schulzahnklinik als Doktor aufgeführt war, in Wahrheit den Dokortitel bei Mörgeli aber eben gerade nicht geschafft hatte und schon deshalb als



*Dementis:* SRF-Chiefredaktor Yanez.

Kronzeuge denkbar ungeeignet war. Die «Rundschau» reagierte mit wütenden Dementis, die von einigen Medien völlig unkritisch übernommen wurden. Nun bestätigt ein Gutachten, das der *Sonntagsblick* publik gemacht hat, aber Baur's Version. Letzte Gewissheit kann nach wie vor nur die «Rundschau» liefern. Und sie steht nun erst recht in der Pflicht: Wer, zumal als gebührenfinanzierter Monopolsender, derart schwere Betrugsvorwürfe verbreitet, der muss, selbst wenn sich diese gegen den streitbaren Christoph Mörgeli richten, Belege liefern. Sonst fallen diese Vorwürfe auf den Absender zurück. **Seite 20**

Vor exakt dreizehn Jahren platzte eine kleine mediale Bombe. Der damalige Starjournalist Tom Kummer flog als Interviewfälscher und -erfinder auf. Der 1963 geborene Berner mit dem prägnanten Schädel und der extrovertierten Brille hatte in den führenden Blättern

Europas publiziert, darunter seit 1993 auch in der *Weltwoche* und im *Magazin des Tages-Anzeigers*. Kummers Interviews hatten Kultstatus, es waren gekonnte Montagen, in denen Sportstars oder Hollywood-Schauspieler plötzlich mit Nietzsche- oder Sartre-Zitaten auftrumpften. Woher sie kamen, wissen wir heute. Nach seiner Entlarvung musste Kummer untendurch. Er schrieb ein Buch und



*Jeder verdient eine zweite Chance:* Kummer.

schlug sich in seinem Wohnort Los Angeles als Lehrer in der Sportart «Paddle Tennis» durch, was dem früheren Schweizer Spitzentennisspieler (Nr. 11 des Landes) ein Auskommen für sich, seine Frau und seine beiden Kinder sicherte. Mit der *Weltwoche* verbindet ihn heute eine besondere Beziehung: Es war damals ausgerechnet Chefredaktor Roger Köppel, der als Chefredaktor beim *Magazin* Kummer fristlos entliess und damit den Fall ins Rollen brachte. Jahrelang hatten die beiden keinen Kontakt, Köppel war enttäuscht und verärgert, Kummer tauchte ab. Vor ein paar Tagen allerdings meldete sich Kummer überraschend per Mail, er sei in der Schweiz, ob man sich nach all den Jahren wieder treffen könne. Ausserdem wolle er einen Essay über die Schweizer Tennisspielerin Martina Hingis schreiben, die wegen Scheidungsgerüchten kritisiert werde und jetzt ein Comeback auf dem Court plane. Er sei fasziniert von Hingis. Man traf sich, der Hingis-Text gefiel, auch dank Kummers Selbstironie (Seite 38). Wir sagten zu, obschon Kummer in manchen Journalistenkreisen noch immer als toxisch gilt. Klar, es war falsch, was Kummer damals machte, aber nach den vielen Jahren in der Wüste ist die Feststellung berechtigt: Jeder verdient eine zweite Chance. *Welcome back, Tom.*

## Impressum

**Herausgeberin:** Weltwoche Verlags AG, Förlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich

**Redaktion:** Telefon 043 444 57 00, Fax 043 444 56 69,

**E-Mail:** redaktion@weltwoche.ch

**E-Mail:** leserbriefe@weltwoche.ch

**Verlag:** Tel. 043 444 57 00, Fax 043 444 56 07,

**E-Mail:** verlag@weltwoche.ch

**Internet:** www.weltwoche.ch

**Abo-Service:** Tel. 043 444 57 01, Fax 043 444 50 91

**E-Mail:** kundenservice@weltwoche.ch

Jahresabonnement Inland Fr. 235.– (inkl. MwSt.)

Probeabonnement Inland Fr. 40.– (inkl. MwSt.)

Weitere Angebote für In- und Ausland unter

www.weltwoche.ch/abo

**E-Mail-Adressen:** vorname.name@weltwoche.ch

**Gründer:** Karl von Schumacher (1894–1957)

**Verleger und Chefredaktor:** Roger Köppel

**Stv. Chefredaktor:** Philipp Gut (*Leitung Inland*)

**Produktionschef:** David Schnapp

### Redaktion:

Rico Bandle (*Leitung Kultur*),

Alex Baur, Urs Gehrigler,

Andreas Kunz, Christoph Landolt,

Daniela Niederberger, Alex Reichmuth,

Markus Schär, Beatrice Schlag (*Los Angeles*),

Florian Schwab, Lucien Scherrer,

Mark van Huissing

### Redaktionelle Mitarbeiter:

Miroslav Barták, Peter Bodenmann,

Silvio Borner, Henryk M. Broder,

Pierre Heumann, Peter Holenstein,

Hansrudolf Kamer, Peter Keller,

Wolfram Knorr, René Lüchinger,

Dirk Maxeiner, Christoph Mörgeli,

Franziska K. Müller, Daniele Muscicono,

Deborah Neufeld, Kurt Pelda,

Peter Rüedi, Kurt Schiltknecht,

Sacha Verna (*New York*),

Sami Yousafzai (*Pakistan/Afghanistan*),

Jürg Zbinden, Kurt W. Zimmermann

**Produktion:** Benjamin Bögli, Roy Spring

**Bildredaktion:** Adam Schwarz (*Leitung*),

Verena Tempelmann, Joël Hunn (*Assistent*)

**Layout:** Tobias Schär (*Leitung*),

Silvia Ramsay

**Korrektorat:** Cornelia Bernegger und

Rita Kempfer (*Leitung*), Viola Antunovits,

Gregor Szyndler, Dieter Zwicky

**Sekretariat:** Miriam Schoch (*Leitung*),

Inga-Maj Hojajj-Huber

**Marketing:** Guido Bertuzzi (*Leitung*)

**Anzeigenverkauf:** Stephan Schwab (*Leitung*),

Brita Vassalli

**Anzeigennendienst:** Samuel Hofmann (*Leitung*)

Tel. 043 444 57 02, Fax 043 444 56 07

**E-Mail:** anzeigenid@weltwoche.ch

**Online-Vermarktung:** Adextra

**Tarife und Buchungen:** Tel. 044 533 09 93,

info@adextra.ch

**Druck:** Ziegler Druck- und Verlags-AG,

Rudolf-Diesel-Strasse 22, 8404 Winterthur

*Die Wiedergabe von Artikeln und Bildern, auch auszugsweise oder in Ausschnitten, ist nur mit ausdrücklicher Genehmigung der Redaktion gestattet.*

*Für unverlangt eingesandte Manuskripte und Fotos wird keine Haftung übernommen.*

Der *Weltwoche*-Inhalt ist gedruckt

auf Recyclingpapier, das aus

100 % Altpapier hergestellt ist.

Es schont damit Ressourcen,

Energie und somit die Umwelt.

printed in  
switzerland

**Shortcut:** Mit dem iPhone *Weltwoche*-Artikel empfehlen und aufbewahren sowie Zusatzinhalte entdecken. [www.weltwoche.ch/shortcut](http://www.weltwoche.ch/shortcut)





**Coop ist nachhaltigste  
Detailhändlerin der Welt.**

Coop belegte 2011 den 1. Platz im oekom  
Corporate Rating der Einzelhändler.

## Für den Geschmack meiner Berge.

In der Bündner Höhenluft in Sufers entsteht auf 1430 Metern ü. M. der Bergkäse von Dionis Zinsli. Raus Klima, aromatische Bergmilch und stolze Käserkunst schaffen hier zusammen ein unverwechselbares Pro Montagna Produkt. Auch in Zukunft: Denn bei jedem Kauf fließt ein Solidaritätsbeitrag an die Coop Patenschaft für Berggebiete. Damit unsere Berge weiter bewirtschaftet werden. Und wir Unterländer auch morgen noch echte Bergprodukte genießen dürfen. [www.coop.ch/promontagna](http://www.coop.ch/promontagna)



Pro Montagna

Für unsere Berge.  
Für unsere Bauern.

**coop**

Für mich und dich.

# Liechtenstein

Das Fürstentum erteilt der Schweiz eine Lektion. Fialas Fall und die ETH.

Von Roger Köppel

Letzte Woche berichteten wir in diesem Blatt kritisch über ein sehr amerikafreundliches Urteil des Lausanner Bundesgerichts in einem Fall rückwirkender Gruppenanfragen durch die US-Steuerbehörden. Die Lausanner stützten sich bei ihrer Auslegung einerseits auf den UBS-Vertrag zwischen der Schweiz und den USA von 2009. Aus unserer Sicht noch fragwürdiger allerdings war andererseits der Rückgriff auf das schweizerisch-amerikanische Doppelbesteuerungsabkommen von 1996, in das die Bundesrichter höchst abenteuerlich hineinlasen, es erlaube Gruppenanfragen bei Steuerdelikten. Faktisch wird durch diesen Bundesgerichtsentscheid das schweizerische Bankkundengeheimnis rückwirkend bis 1996 ausgehebelt. Wie uns Quellen aus dem Bundesgericht mitteilten, wollten die Richter die USA im Steuerstreit nicht zusätzlich reizen.

Müssen Kleinstaaten vor Supermächten zwingend einknicken? Ist die Politik des Nachgebens tatsächlich so «alternativlos», wie uns vor allem der Bundesrat in letzter Zeit so irritierend oft erklärt? – Nein, natürlich nicht. Das belegt seit kurzem auch zwingend ein Beispiel aus der unmittelbaren Nachbarschaft. Am 2. Juli hat der Staatsgerichtshof des Fürstentums Liechtenstein, das Oberste Gericht, eine Verfassungsbeschwerde gegen die Amerikaner in einer Steueramtshilfesache gutgeheissen. Die Liechtensteiner Richter erklärten ein Gesetz zur rückwirkenden Steueramtshilfe für verfassungswidrig. Der Anspruch der US-Steuerbehörden, bis ins Jahr 2001 Gruppenanfragen zu stellen, wurde von den Liechtensteiner Richtern abgeschmettert. In einem ähnlichen Fall also – Gruppenanfragen – blieb der Vaduzer Gerichtshof hart, bei dem das Lausanner Bundesgericht einknickte.

Ursprünglich hatten sich auch die Liechtensteiner unter amerikanischem Druck in die totale Defensive drängen lassen. Regierung und Landtag schusterten im Winter 2012 eiligst ein Amtshilfegesetz zusammen, das es den Amerikanern erlauben sollte, bis zurück ins Jahr 2001 Bankdaten von mutmasslichen Steuerbetrüglern zu erhalten. Der Gerichtshof stellte nun in seiner sehr interessanten Begründung fest, dass eine so weit reichende Rückwirkung bei einem Gesetz gegen Treu und Glauben verstosse. Gesetze müssten voraussehbar und für die Betroffenen berechenbar sein. Kompromissbereit erklärte das Gericht die Rückwirkung nicht gänzlich für illegal,



«Gravierendes Versagen der Hochschule.»

aber es schwächte sie stark ab. Gestützt auf ein Abkommen und eine liechtensteinische Regierungserklärung, verfügten die Richter, es sei erst ab dem 1. Januar 2009 für alle Bankkunden in Liechtenstein absehbar gewesen, dass sich die Rechtslage beim Bankgeheimnis ändern würde, also seien rückwirkende Gruppenanfragen erst ab diesem Datum erlaubt und nicht, wie das liechtensteinische Parlament entschieden hatte, schon ab 2001.

Die Unterschiede zwischen Lausanne und Vaduz stechen ins Auge: Das Bundesgericht schraubt einem Doppelbesteuerungsabkommen aus dem Jahr 1996 eine neue Bedeutung an – niemand hätte es damals so gesehen –, um es heutigen amerikanischen Forderungen gefügig zu machen. Vaduz bleibt bei ehernen Prinzipien wie Treu und Glauben und pfeift das eigene Parlament zurück, das vor den Amerikanern einknickte. Das Fürstentum Liechtenstein erteilt der demokratischen Schweiz eine Lektion in Rechtsstaatlichkeit.

Seit einigen Tagen zu reden gibt der Fall Fiala. Die Zürcher FDP-Nationalrätin hat offenkundig allzu leichtfertig die Copy/Paste-Tasten bedient, als sie im Rahmen einer Weiterbildung eine Masterarbeit an der ETH Zürich im Fach Sicherheitspolitik schrieb. Die Verfehlungen der Nichtakademikerin sind augenfällig. Noch gravierender allerdings versagte die renommierte Hochschule. Erstens: Die Fragestellung der Fiala-Arbeit ist viel zu weit gefasst und sprengt den Rahmen einer Weiterbildung. Eine seriöse wissenschaftliche Aufarbeitung war von Beginn weg unmöglich. Der zuständige ETH-Professor Andreas Wenger oder sein Assistent hätten korrigierend eingreifen müssen. Zweitens: Wer die

Fiala-Arbeit auch nur oberflächlich durchblättert, stellt sofort fest, dass auf sehr vielen der insgesamt über 200 Seiten die Fussnoten fehlen. Offensichtlich beherrscht die Nationalrätin das Handwerk des korrekten Zitierens nicht. Das ist bedauerlich und eine Nachlässigkeit, vor allem aber ist es erstaunlich, dass dieser offenkundige Anfängerfehler weder Professor Wenger noch seinem Assistenten auffiel. In jedem geisteswissenschaftlichen Proseminar werden Arbeiten abgelehnt, in denen die Fussnoten fehlen oder falsch dargestellt sind. Die gleichen Standards sollten an einem ETH-Lehrgang von den Professoren nicht erst dann eingefordert werden, wenn in den Medien berichtet wird. Man darf vermuten, dass der Professor das Fiala-Werk nicht einmal kursorisch begutachtete. Er hätte die Arbeit allein aufgrund ihrer formalen Schwächen nie annehmen dürfen.

Besonders peinlich ist jetzt das Schweigen der ETH. Die Hochschule verschanzte sich hinter ihrer Pressestelle. Kritik scheint unerwünscht. Natürlich hat Fiala schludrig gearbeitet, heiss hungrig auf den akademischen ETH-Titel, für den sie 60 000 Franken hingeblickert und sehr viel Zeit investiert habe, wie sie sagt. Die offensichtlichen formalen Fehler allerdings hätte die Hochschule sehen müssen, dazu brauchte es weder deutsche noch schweizerische Plagiatsjäger. Dass Fiala nicht absichtlich betrog, darf man ihr abnehmen, dumm und fahrlässig bleibt ihr Verhalten dennoch. Sie hätte sich genauer informieren können, stattdessen strickte sie alles mit der heissen Nadel. Erklären muss sich vor allem die ETH. Sie zeigte sich ausserstande, offensichtliche Verfehlungen zu erkennen.

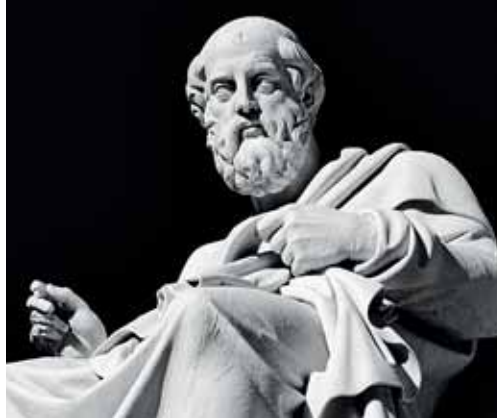
Übrigens: Erinnern Sie sich an den Fall Mörgeli an der Universität Zürich? Richtig, da ging es doch um diesen SVP-Nationalrat, dem vorgeworfen wurde, er habe medizinische Dissertationen zu leichtfertig angenommen. Das jedenfalls behauptete auf sehr windiger Faktenlage die «Rundschau» des Schweizer Monopolfernsehens. Gehen wir mal davon aus, der Vorwurf stimmt – was der Angeschuldigte bestreitet – und Mörgeli winkte die Abschlussarbeiten seiner Studenten tatsächlich zu anspruchlos durch. Er hätte sich also mutmasslich das Gleiche zuschulden kommen lassen wie nachweislich jetzt ETH-Professor Wenger bei Doris Fiala. Gleicher Vorwurf, aber höchst unterschiedliche Behandlung: An der Uni Zürich richtete sich alle Kritik, medial wie Uni-intern, sofort gegen Titularprofessor Mörgeli, der im Nebenamt als Politiker wirkt. An der ETH stellte sich die Schulleitung hinter Professor Wenger, desavouierte Fiala, und auch die Medien schossen sich zumindest anfänglich auf die Nationalrätin ein. Die Qualitätskontrolle an Schweizer Hochschulen scheint überraschend politisch. Oder hat da jemand Willkür gesagt?



Gegen das Verschleiern: Seite 22



Neue Mitte? Bäumle, Grunder. Seite 18



Entdeckung des Geistes: Platon. Seite 40



Immer noch da: Tennis-Star Hingis. Seite 36

## Kommentare & Analysen

- 5 **Editorial**
- 9 **Kommentar** Freispruch für den Todesschützen
- 9 **Im Auge** Keith Jarrett, Pianist
- 10 **Schweiz** Bundesrat will französisches Erbrecht übernehmen
- 11 **Personenkontrolle** Widmer-Schlumpf, Egger, Wanner, De Schepper, Wanner, Vogt-Schild
- 11 **Nachruf** Nadeschda Popowa, Pilotin
- 12 **Die Deutschen** Abgeblitzt
- 12 **Wirtschaft** Wenn Boni sich lohnen
- 13 **Ausland** «System Putin» überlebt – vorerst
- 14 **Mörgeli** Parteienproporz fürs Staatsfernsehen
- 14 **Bodenmann** Nazi-Tante statt E-Force One
- 15 **Medien** Willkommen in der Wirtschaft
- 15 **Gesellschaft** Überflügelt
- 17 **Leserbriefe**

## Hintergrund

- 18 **Der Rat** sucht seine Mitte  
Eine Zwischenbilanz des aktuellen Parlaments
- 20 **So trickst die «Rundschau»**  
Das Schweizer Fernsehen und der «Fall Mörgeli»

## 22 Aufstand gegen das Kopftuch

Nach dem Bundesgerichtsurteil gehen die Emotionen hoch

## 24 Plagiat

 FDP-Nationalrätin Doris Fiala steht am Pranger

## 25 Nationalbank

 Investoren verdienen am Mindestkurs

## 26 Die Gerichtshöfe der Moral

Die moderne Hexenjagd nach angeblichem Fehlverhalten

## 32 Kontrollierte Versenkung

Der im Meer versenkte Atommüll stellte nie eine Gefahr für die Umwelt dar

## 34 Justiz

 Christoph Blocher: Wo Köppel irrt

## 35 Zeitgeschichte

 Weltwoche-Artikel vom 14. August 1974

## 36 Ihre Mundwinkel der Macht

Der Sex-Appeal der Ex-Tennisspielerin Martina Hingis

## 38 «Kosmologische Ausnahme»

Der Literaturwissenschaftler Hans Ulrich Gumbrecht sieht das 21. Jahrhundert vor unlösbare Probleme gestellt

## 40 Am Ursprung des Denkens

Betrachtungen über eine Zeit, als im Abendland die Sonne aufging

## 44 Ungeteilte Lust

Neues Sexklicsee: erwartungsvolle Frau, müder Mann

## 46 Spionage

 Big Brother – na und?

## 47 Erziehung

 Ältere Mütter haben es schwerer



«Ich hätte diesen Wandel erkennen müssen»: Bankier Hummler. Seite 28

## Interview

### 28 «Es bleibt das Versagen»

Konrad Hummler startet sein Comeback als wirtschaftspolitischer Kommentator. Was berechtigt ihn dazu, nachdem er die Bank Wegelin an die Wand gefahren hat?

## Stil & Kultur

### 48 Stil & Kultur Philip-Lorca diCorcia, Fotograf

### 50 Bestseller

### 50 Mitleid schlägt Grausamkeit

Der kürzlich verstorbene Henning Ritter thematisiert mit «Schreie der Verwundeten» die Widersprüche zwischen Humanität und Brutalität

### 51 Jazz Terri Lyne Carrington

### 52 Top 10

### 52 Kino «Only God Forgives»

### 53 Fernseh-Kritik «Wild Girls – Auf High Heels durch Afrika»

### 54 Namen Tina Turners geheime Gästeliste

### 55 Hochzeit David und Christiane Hagn

### 55 Thiel Nichtssagend

### 56 Wein Pinot noir Teufen 2011

### 56 Die Besten Dine & Wine, Speis und Trank

### 57 Auto Bugatti Veyron 16.4 Grand Sport Vitesse

### 58 MvH trifft Rossetta Montenegro, Nachtclub-VIP-Betreuerin

## Autoren in dieser Ausgabe

### Zoë Jenny



Die Baslerin, 39, zählt zu den erfolgreichsten Schriftstellerinnen des Landes. Aufgewachsen in Griechenland und im Tessin, lebte sie zeitweise in Berlin, New York und London. In ihrem Essay schreibt sie über die alltägliche Bespitzelung als notwendiges Übel. Seite 46

### Allan Guggenbühl



Der bekannte Schweizer Psychologe und Psychotherapeut, 61, hat zahlreiche Bücher über Erziehung, Gewalt und Mobbing geschrieben. Sein Artikel thematisiert einen verdrängten Missstand: Immer wieder werden Karrieren von Pädagogen durch falsche Anschuldigungen zerstört. Seite 26

## Neu im iKiosk!



Lesevergnügen jetzt auch unterwegs. Abonnenten haben unbeschränkten Zugriff auf alle Artikel, Bilder und Grafiken.

**DIE WELTWOCH**  
80 JAHRE QUALITÄT





Exklusiver Workshop:

# Aromaküche mit Tanja Grandits

Beim Kochkurs mit der Spitzenköchin Tanja Grandits und V-Zug lernen Sie am 10. August in Basel die Geheimnisse der Aromaküche kennen.

Tanja Grandits, dekoriert mit 17 Gault-Mil-lau-Punkten und 2 Michelin-Sternen, zelebriert kulinarische Harmonie auf höchstem Niveau.

Mit Hilfe der neuesten Sous-vide-Technik und dem Combi-Steam von V-Zug dreht sich bei ihr alles um Farben, Gewürze und Geschmäcke. Aromaküche – das bedeutet Essen und Geniessen mit allen Sinnen.

«Sous-vide», das schonende Garen von Speisen in vakuumversiegelten Beuteln und bei niedrigen Temperaturen, wird in den weltbesten Restaurants immer häufiger angewendet. Zusammen mit Tanja Grandits, Gastgeberin im Basler Restaurant «Stucki», lernen Sie, die neue Methode umzusetzen und die Speisen mit Elementen aus der Aromaküche zu verfeinern.



## Weltwoche Spezialangebot

### Aromaküche mit Tanja Grandits

Samstag, 10. August 2013, 14.30 bis 17.30 Uhr

### Kosten

Fr. 250.– pro Person (statt Fr. 350.–)  
(inkl. Menü und Rezeptdossier)

### Bedingungen:

Ein gültiges Abonnement der Weltwoche ist Voraussetzung zur Kursteilnahme.

### Anmeldung

Senden Sie bis 2. August 2013 eine E-Mail an [www.weltwoche.ch/platinclub](http://www.weltwoche.ch/platinclub)

### Veranstaltungsort

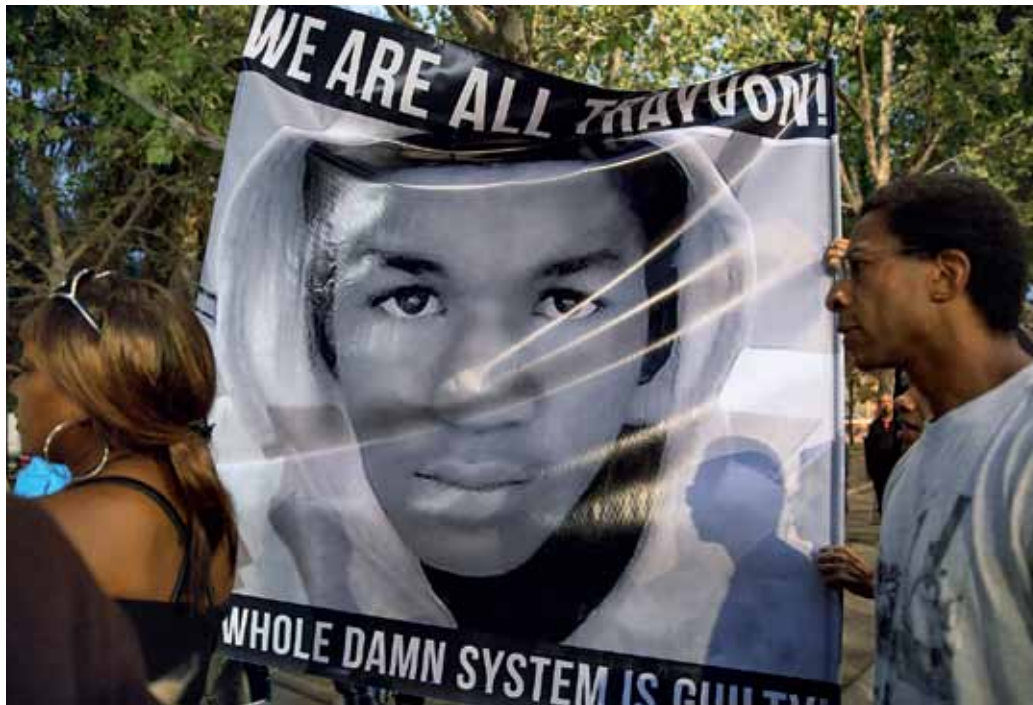
Restaurant «Stucki»  
Bruderholzallee 42  
4059 Basel  
[www.stuckibasel.ch](http://www.stuckibasel.ch)

[www.weltwoche.ch/platinclub](http://www.weltwoche.ch/platinclub)



# Freispruch für den Todesschützen

Von Hanspeter Born — Der Tod des Amerikaners Trayvon Martin sei Mord gewesen, sagen die Medien. Ein Fall selektiver Berichterstattung.



Bekannt als Raufbold: Opfer Martin.

Am 26. Februar 2012 war der 17-jährige Afro-Amerikaner Trayvon Martin, der an einer Tankstelle eine Büchse Eistee und ein Päcklein Kau-Drageés gekauft hatte, auf dem Weg zum Haus der Freundin seines Vaters in einer Gated Community in Sandford, Florida. Der 28-jährige George Zimmerman, der mit einer 9-Millimeter-Pistole bewaffnete Angehörige einer Nachbarschaftswache, hielt den jungen Schwarzen für verdächtig und alarmierte telefonisch die Polizei: «Der Kerl sieht so aus, als ob er nichts Gutes im Schilde führe. Der ist auf Drogen oder so.» Als Martin zu laufen begann, folgte ihm Zimmerman, verlor ihn aber aus den Augen. Die Polizei wies den Wachmann an, nichts Weiteres zu tun, er antwortete: «O.k.» und beendete den Anruf um 19.15 Uhr. Unmittelbar darauf kam es zu einem heftigen Kampf zwischen den beiden Männern, und dabei erschoss Zimmerman den unbewaffneten Jungen.

Der Schütze wurde von dem um 19.17 Uhr am Tatort eingetroffenen Streifenmann festgenommen. Die lokale Polizei untersuchte den Todesfall. Der zuständige Staatsanwalt befand, Zimmerman habe aus Notwehr gehandelt, und liess ihn laufen. Einige Wochen später, nachdem der Fall landesweit bekannt geworden war und eine heftige Rassismusdebatte ausgelöst hatte, wurden Polizeichef und Staatsanwalt entlassen. Die vom Gouverneur eingesetzte Sonderstaatsanwältin erhob Anklage wegen Mordes zweiten Grades. Nach

einem fünf Wochen dauernden Prozess wurde Zimmerman am letzten Samstag von einem aus sechs Frauen bestehenden Geschworenengericht freigesprochen.

«Ein Schlag ins Gesicht derjenigen, die immer noch an Gerechtigkeit in diesem Lande glauben.» Diese Worte des Aktivisten Reverend Al Sharpton sprechen für viele Afroamerikaner. Auch in Europa ist man mehrheitlich empört über die «Amis» mit ihrer Waffengläubigkeit, ihrer Justiz, ihrem Rassismus. Bezeichnend ein Kommentar im *Guardian*: «Man soll es festhalten, dass an diesem Tag, Samstag, dem 13. Juli 2013, es in den USA immer noch für legal gehalten wird, einen unbewaffneten jungen Mann, der auf dem Weg vom Laden nach Hause ist, totzuschieszen, weil man sein Aussehen nicht mag.»

## Zimmerman fürchtete um sein Leben

Auch bei uns herrscht Unverständnis über den Freispruch. Ein finsterner Bürgerwehrlere erschiesst einen unbewaffneten, auf den überall verbreiteten Fotos sehr sympathischen, fröhlichen Teenager, von dem Präsident Obama gesagt hatte: «Wenn ich einen Sohn hätte, würde er wie Trayvon aussehen.» Was ist in die Geschworenen gefahren?

Nun, sie haben über fünfzig Zeugen und Experten angehört und sind zum Schluss gekommen, dass die Darstellung des tödlichen Zwischenfalls, die Zimmerman unmittelbar nach

»» Fortsetzung auf Seite 10

# Genie im Dunkeln



Keith Jarrett, Pianist.

Wolfgang Amadeus Mozart komponierte 1787 «Eine kleine Nachtmusik». Seine Witwe Constanze verkaufte die Noten 1799, dann verstaubten sie bis 1827, und zum Welt-erfolg wurde die Serenade erst nach der Erfindung des Radios. Wäre Mozart unter uns, würde er auch diesen Sommer von Festival zu Festival tingeln, umjubelt als phänomenaler Pianist, und die Handys und Smartphones und Tablets würden seine Auftritte abertausendfach klicken und sofort auf Facebook und Youtube um die Welt jagen. Mozart hätte es wahrscheinlich geschmeichelt. Aber Keith Jarrett, der *rockin'* Amadeus unserer Zeit, verzweifelt im Flash-Gewitter und am Videoterror seines Publikums. Der Hypersensible steigert sich in Zornesanfalle und ergreift manchmal, wie vor fünf Jahren in Perugia, die Flucht. Jarrett quälen auch Rückenprobleme, die er mit seinem fakirhaften Gehampel an der Tastatur überspielt, und so fliegt er immer nach Nizza zurück auf die wohltemperierte Spezial-Liegestatt seiner Sommerresidenz.

Der Piano-Zauberer aus Amerika ist ein friedlicher Mensch, dafür steht sein Geburtsdatum: der 8. Mai 1945, der Tag, als der Zweite Weltkrieg zu Ende war. Der andere Markstein seines Lebens war der Auftritt am 24. Januar 1975 in der Kölner Oper. Er hatte die Nacht zuvor kaum geschlafen, auf der Bühne stand ein falscher, zudem verstimmter Flügel. Der Perfektionist Jarrett verleugnete sich, begann mit der Erkennungsmelodie des Pausengongs der Oper und entführte das Publikum auf seinen fantastischen improvisierten Klangteppichen in eine 67 Minuten dauernde Ewigkeit. Es wurde die erfolgreichste Solonummer der Klavier- und der Jazzmusik: mit bis heute mehr als dreieinhalb Millionen verkauften CDs.

Als er jetzt, wieder in Perugia, trotz allen Bitens und Flehens von diesem Störfeuer seines Publikums beschossen wurde, schien die Apokalypse nahe. Aber Jarrett fand das sofort wirk-same Gegengift. Er befahl den Beleuchtern: Licht aus. Mit seinem Drummer Jack DeJohnette und dem Bassisten Gary Peacock spielte er, in totale Finsternis getaucht, seine kleine Nachtmusik.

Peter Hartmann

dem Vorfall gegenüber der Polizei abgab, der Wahrheit entsprach: Nachdem er Martin aus den Augen verloren hatte, ging Zimmerman zurück zu seinem Wagen. Plötzlich stand Martin hinter ihm. Es folgte ein Wortwechsel, Martin boxte ihm in Gesicht, so dass er zu Boden fiel. Darauf setzte sich Martin auf Zimmerman und begann, dessen Kopf gegen das Trottoir zu schlagen. Zimmerman rief um Hilfe, und Martin hielt ihm den Mund zu. Martin sah die Pistole, die Zimmerman auf sich trug, und er versuchte, sich ihrer zu bemächtigen. Es kam zum Gerangel um die Waffe, und Zimmerman schoss Martin aus nächster Nähe in die Brust. Er war sofort tot.

Eine der immer noch anonymen Geschworenen berichtete am Montag einem Journalisten von CNN, sie sei sicher gewesen, dass Zimmerman um sein Leben gefürchtet habe. Ursprünglich hätten drei der Geschworenen den Angeklagten freisprechen wollen, zwei wollten auf Totschlag befinden und eine auf Mord. Die Sechs hätten dann noch einmal alles Beweismaterial und alle Tonbandaufnahmen der Telefonate (auch Martin hatte während des Vorfalls mit einer Freundin telefoniert) durchgeackert und seien zum Schluss gekommen, das Gesetz erlaube kein anderes Verdikt als den Freispruch. Sie dachten stundenlang über den Fall nach, und als sie dem Weibel ihr Urteil übergaben, hätten sie alle geweint.

Nach Aussagen der Geschworenen machte der Hauptermittler Chris Serino einen tiefen Eindruck auf das Gericht. Man habe ihm als erfahrenem Polizisten zugetraut, einen Lügner zu erkennen. Serino sagte aus, er glaube Zimmerman. Auch sei dieser, der sich als *hispanic* bezeichnet (er hat eine peruanische Mutter), kein Rassist. Ein einziger Zeuge, John Good, sah den Kampf. Er sagte vor Gericht: «Ich öffne meine Tür. Ein schwarzer Mann mit einem schwarzen Kapuzenshirt war auf dem andern, einem Kerl mit einem roten Sweatshirt, der am Boden war und rief: «Hilfe!» Ich versuchte, ihnen zu sagen, sie sollten aufhören... und dann hämmerte der Kerl oben einfach Schläge auf den andern Kerl, etwa im Stile von MMA [*mixed martial art* – orientalische Kampfsportart].»

Es wurde auch bekannt, dass Martin kein schwächliches Büblein (1 Meter 83 gross, 72 kg schwer) und kein Unschuldengel war. Er nahm Drogen, die Polizei fand bei ihm gestohlene Ware, und in der Schule war er bekannt als Raufbold.

All das wissen bei uns die wenigsten. Am Montag fasste *20 Minuten* den Fall so zusammen: «Trayvon Martin war auf dem Weg nach Hause in Sandford, als er George Zimmerman über den Weg lief. Das Mitglied einer Bürgerwehr schoss dem schwarzen Teenager mit einer Pistole in die Brust. Trayvon verblutete.» Kein Wort von einem Kampf, kein Wort über den Hilferuf Zimmermans. Also: kaltblütiger Mord, Justizirrtum.

## Schweiz

# Hütet euch vor Dialogen

Von Peter Keller — Wenn es nach Bundesrätin Widmer-Schlumpf geht, soll Frankreich in der Schweiz französisches Erbrecht anwenden dürfen. Ein weiteres Lehrstück in Selbstdemontage.



Geld für den Elysée-Palast: Widmer-Schlumpf.

Das Ausland räuspert sich – und der Bundesrat steht stramm. Vor Jahresfrist forderte Frankreich ein neues Erbschaftssteuerabkommen. Es ging namentlich um Schweizer Immobilien von französischen Erblässern mit Wohnsitz in der Schweiz. Und um die rund 170 000 Schweizer, die in Frankreich leben und nun steuerpflichtig würden bei Erbfällen. Um Missverständnissen vorzubeugen: steuerpflichtig gegenüber dem französischen Fiskus.

In der Romandie war man von den französischen Forderungen wenig begeistert – und verwundert über den Vorgang an sich: Frankreich war am 28. Juni 2012 mit seinen Vorstellungen an das Eidgenössische Finanzdepartement gelangt. Schon am 9. Juli informierten Widmer-Schlumpfs Beamte per Communiqué, der Vertragstext liege nun unterschiftsbereit vor. In elf Tagen vermag die beste Verwaltung der Welt kein solches Abkommen auszuarbeiten. Ausser, man übernimmt gleich die Vorlage der Gegenseite.

### Vor allem Frankreich profitiert

Da sich in der Westschweiz von halblinken bis rechts Protest formierte, krebste Widmer-Schlumpf zurück. Man werde, beruhigte die BDP-Bundesrätin, den Vertrag nachverhandeln. Ihr Sparringspartner, der Walliser CVP-Nationalrat Christophe Darbellay, warf ein

Valium hinterher: «Das [Abkommen] ist lediglich ein Projekt, wir sind von einer definitiven Unterzeichnung noch weit entfernt.»

Also sprach der christdemokratische Parteipräsident im August 2012. Wie weit weg «weit weg» ist, zeigte sich in diesen Tagen: Bundesrätin Evelyne Widmer-Schlumpf und ihr französischer Ministerkollege Pierre Moscovici unterzeichneten feierlich das Abkommen – in Paris. Was einer gewissen Logik entspricht: Schliesslich profitiert vor allem Frankreich, indem künftig Erbschaften von Franzosen besteuert werden können, auch wenn die verstorbene Person in der Schweiz gelebt hat und es sich um Immobilien in der Schweiz handelt. Mit anderen Worten: Die Schweiz wendet französisches Erbrecht an – und liefert die Einnahmen brav im Elysée-Palast ab. Daran hat auch das von Widmer-Schlumpf angekündigte «Nachverhandeln» nichts geändert.

### Sie bleibt sich in ihrer Untreue treu

Die Kommunikationsabteilung des Finanzdepartements feierte das Abkommen als Erfolg: Widmer-Schlumpf und Moscovici seien «erfreut» über die Aufnahme des im vergangenen Jahr «vereinbarten Dialogs zur Lösung hängiger Finanz- und Steuerfragen». Die Unterzeichnung des neuen Erbschaftssteuerabkommens, heisst es in der Medienmitteilung weiter, bilde «den ersten konkreten Schritt in diesem Dialog». Hier herrscht eine seltsame Vorstellung von Dialog. Das Erbschaftssteuerabkommen ist kein Dialog, sondern ein Vertrag mit Verpflichtungen. Nun soll dieser «Dialog» weitergeführt werden: Es geht um eine mögliche Abgeltungssteuer und um die in der Schweiz wohnhaften, pauschalbesteuerten französischen Staatsbürger.

Man muss sich das Prinzip von Widmer-Schlumpf vor Augen halten. Zum Auftakt unterzeichnet sie ein Abkommen, von dem faktisch nur Frankreich profitiert und startet dann einen «Dialog» – und zwar in Dossiers, in denen vor allem die Schweiz Interessen durchzusetzen hätte. Eine erfolgreiche Verhandlungsstrategie sähe anders aus.

Die Schweizer Finanzministerin bleibt sich in ihrer Untreue treu: Ob die «Lex USA» oder der Steuerstreit mit der EU: Statt dem Druck zu widerstehen und Gegenleistungen auszuhandeln, wird eilfertig nachgegeben. Mögen die bundesrätlichen Kommunikationsprofis auch von «Dialog» reden: Die Selbstdemontage der Schweiz geht in die nächste Runde.

## Personenkontrolle

### Widmer-Schlumpf, Egger, Wanner, De Schepper, Vogt-Schild

Letzte Woche lud die *Weltwoche* Bundesrätin Eveline Widmer-Schlumpf (BDP) zu einer Fahrt in einem Formel-1-Boliden ein und entsprach damit dem von der Magistratin zuvor gegenüber verschiedenen Medien geäusserten Wunsch. In der Zwischenzeit ist die Antwort aus dem Finanzdepartement eingetroffen. Die Finanzministerin werde «liebend gern auf das Angebot zurückkommen, wenn sie nicht mehr Bundesrätin ist». (fsc)

Urs Egger, designerter Geschäftsleiter der FDP im Kanton Zürich, hat keine Freude an der eigenen Partei. Ungefähr gleichzeitig mit seiner



*Nachhilfe*: FDP-Nationalrat Egger.

Nominierung beschloss nämlich die FDP die Nein-Parole zum neuen Zürcher Fussballstadion. Egger, der Präsident der IG Stadion Zürich ist, gab darauf seinen Parteifreunden Nachhilfe. «Allen Liberalen zur Erinnerung», ist sein Flugblatt überschrieben, in dem er argumentiert, die durch das Stadion entstehenden Erträge in der Privatwirtschaft durch zusätzliche Zuschauer, Catering et cetera seien höher als die Kosten für die Steuerzahler, was einen «volkswirtschaftlichen Mehrwert» bedeute. Für Eggers ist der Steuerzahler offenbar dazu da, bestimmte Gewerbetreibende zu subventionieren. (fsc)

So mancher Solothurner rieb sich die Augen, als er las, wie die lokalen Medien mit dem Fall ihres Politschergewichts **Christian Wanner** umgingen. Nachdem die *Weltwoche* im Juni in mehreren Artikeln enthüllte, wie sich der abtretende FDP-Finanzdirektor und ehemalige Präsident der Finanzdirektorenkonferenz mit Sitzungsgeldern und Spesenentschädigungen bereichert hatte, publizierte die *Solothurner Zeitung* wahre Hymnen auf Wanner und seine «weisen Entscheidungen». Tele-M1-Talker **Werner De Schepper** interviewte das «Monument der Solothurner Politik» (De Schepper) derart mitfühlend, dass es an journalistische Arbeitsverweigerung grenzte. Nun, drei Wochen



*Neuer Posten*: FDP-Politiker Christian Wanner.

später, wird bekannt, dass Wanner ein neues Pöstchen hat. Er wird Mitglied im publizistischen Ausschuss der AZ Medien, dem Unternehmen des Aargauer Verlegers **Peter Wanner**. Nun muss Christian Wanner also hochoffiziell darüber wachen, dass bei den AZ-Titeln *Solothurner Zeitung* und Tele M1 die journalistische Qualität stimmt. Wanner der Verleger war Wanner dem Regierungsrat allerdings schon vor der Spesenaffäre in tiefer Dankbarkeit verbunden – seit dem 17. März 2009, um genau zu sein. Damals bewilligte die Solothurner Regierung, als oberste Stiftungsaufsicht im Kanton, den Verkauf der *Solothurner Zeitung* an die AZ Medien. Die Übernahme erhitzte die Gemüter, denn die früheren Eigentümer der Zeitung, **Gottlieb Vogt-Schild** und sein Sohn **Hans**, brachten im Jahr 1957 ihren Besitz in eine Stiftung ein, deren primärer Zweck in der «Erhaltung, dem weiteren Ausbau und der Förderung» des Unternehmens Vogt-Schild bestand. Mit dem Verkauf in den Aargau segnete der Solothurner Regierungsrat mit der Stimme von Christian Wanner das Ende der *Solothurner Zeitung* ab – der Stiftungszweck wurde kurzerhand abgeändert. Angeblich, weil die anhaltenden Unternehmenskonzentrationen die Folge eines nach allgemeiner Überzeugung «irreversiblen Trends» seien. War das Verlagshaus Vogt-Schild also zu klein, wäre die *Solothurner Zeitung* zu Grunde gegangen? Verleger Wanner sagte nach gelungenem Coup: «Vogt-Schild geht es gut. Die Stiftung [...] ist aber zur Überzeugung gelangt, dass es für das Unternehmen besser ist, wenn es von einem Medienunternehmen geführt wird.» Und dieses Medienunternehmen ist nun zum Schluss gekommen, dass es besser ist, wenn es Christian Wanner an Bord holt. (cal)



*«Irreversibler Trend»*: AZ-Verleger Peter Wanner.

## Nachruf



*Hochdekoriert*: Pilotin Popowa.

**Nadeschda Popowa (1921–2013)** – 1941 gab Stalin den Einsatzbefehl für drei nur mit Pilotinnen besetzte Luftwaffeneinheiten. Die ukrainische Eisenbahnertochter Nadeschda Popowa, damals gerade zwanzig, gehörte von Anfang an zum Regiment 588, das ausschliesslich nächtliche Angriffe flog. Die Deutschen taufte die Einheit «Nacht-hexen», weil die mit Segeltuch bespannten Flügel ihrer Polikarpow-PO-2-Maschinen rauschten, als flögen Hexen auf Besenstie-len durch die Luft. Ihre wendigen Polikarpow-PO-2 waren für Kriegseinsätze denkbar ungeeignet. Die aus Sperrholz und Segeltuch gebauten Doppeldecker hatten keine Fenster und weder Maschinengewehre oder Funk noch Fallschirme an Bord. Ihre einzige Fracht waren zwei mit Draht unter den Flügeln befestigte Bomben.

Die Pilotinnen navigierten mit Landkarten und Stoppuhren. Wer beschossen wurde, verbrannte meist kläglich. Sie flogen in Dreierformation, zwei als Köder für die deutschen Suchscheinwerfer, die dann abrupt nach rechts und links abbogen, die dritte mit den Bomben dahinter im Tief-flug. Der einzige Vorteil der leichten Flug-zeuge gegenüber den hochgerüsteten deutschen Messerschmitts: Ihre Maximalge-schwindigkeit war niedriger als die Über-ziehgeschwindigkeit (*stallspeed*) der deut-schen Maschinen, was ihren Abschuss ent-scheidend erschwerte. 852 Kriegseinsätze war Nadeschda Popowa bei Kriegsende ge-flogen. Mehrere Abstürze hatte sie nahezu unverletzt überlebt. Nach dem Krieg arbei-tete die hochdekorierte Pilotin in Moskau als Fluginstructorin. Popowa ist letzte Woche 91-jährig gestorben. *Beatrice Schlag*

# Abgeblitzt

Von Henryk M. Broder — Nichts ist nationalistischer als die deutsche Friedensbewegung.



Entgegen einer weitverbreiteten Ansicht ist der Nationalismus keine Domäne der Rechten. Der linke Nationalismus unterscheidet sich nur in einem Punkt vom rechten:

Er tut so, als wäre er keiner. Es ist ein camoufflierter Nationalismus, sozusagen ein Wolf im Schafspelz. Gerät das «Schaf» in Aufregung, dann dauert es meistens nicht lange, bis der Wolf zum Vorschein kommt. Und dann fangen sowohl rechte wie linke Deutsche ihre tagespolitischen Statements mit den Worten an: «Gerade wir als Deutsche...» Worum es dabei geht, spielt keine Rolle, es kommt nur auf die Pose an.

«Gerade wir als Deutsche» müssen darauf drängen, dass die Amerikaner Guantánamo schließen. «Gerade wir als Deutsche» müssen uns um die Palästinenser kümmern, sind sie doch die Opfer «unserer Opfer». «Gerade wir als Deutsche» dürfen uns an militärischen Einsätzen – egal, wo und gegen wen – nicht beteiligen, haben wir doch im letzten Jahrhundert zwei Kriege angefangen – und verloren! Denn «gerade wir als Deutsche» wissen, «dass Gewalt kein Problem löst», obwohl «wir» das beste Beispiel dafür sind, dass es Probleme gibt, die nur mit Gewalt gelöst werden können. Keine politische Strömung bzw. Bewegung in Deutschland ist deutscher und nationalistischer als die Friedensbewegung.

Nun ist der deutsche Innenminister Friedrich nach Washington gereist, um unsere amerikanischen Freunde zu fragen, was so dran sei an dem Verdacht, dass der Geheimdienst NSA den deutschen Telefon- und E-Mail-Verkehr überwacht. Jedem war klar, dass die Reise nur einem Zweck diene: eine medial aufgeregte Öffentlichkeit zu beruhigen. Jedem, ausser ein paar Linken, ein paar Grünen und dem Parlamentarischen Geschäftsführer der SPD-Fraktion im Bundestag, Thomas Oppermann. Er sagte gleich nach der Heimkehr des Innenministers: «Die USA haben Friedrich abblitzen lassen. Es waren keine Gespräche auf Augenhöhe, das war eher transatlantisches Duckmäusertum.»

Was hätte der SPD-Mann anstelle des CSU-Ministers getan? Sich auf einen Hocker gestellt? Die Muskeln spielen lassen? «Ami, go home» gerufen? – Die Amis sind ja bekanntlich beratungs- und erziehungsresistent. Gerade wir als Deutsche müssten das wissen.

# Wenn Boni sich lohnen

Von Kurt Schiltknecht — Viele Unternehmer und Manager leisten Hervorragendes. Dafür sollen sie auch sehr viel Geld verdienen dürfen, denn wo stünden wir ohne Steve Jobs und Co.?

In einem sind sich Linke und Rechte einig: Die von Steve Jobs entwickelten iPhones oder iPads sind eine Erfolgsgeschichte. Die Schlangen vor den Geschäften bei der Lancierung eines neuen iPhone oder iPad zeigen: Die Leute sind gerne bereit, die von Apple verlangten Preise zu bezahlen.

So schön die Erfolgsgeschichte ist, für einige hat sie einen Haken. Steve Jobs erhielt für seine Leistungen riesige Boni, und sein Vermögen stieg dank der Beteiligung an Apple sprunghaft an, wodurch die ohnehin vorhandene Ungleichheit der Einkommens- und Vermögensverteilung noch zunahm. Wäre es vor dem Hintergrund der auch in der Schweiz populären Gerechtigkeitspostulate nicht besser gewesen, wenn Steve Jobs auf die Entwicklung des iPhone und des iPad verzichtet hätte? Dies hätte zwar den Fortschritt gebremst und die Freude der iPhone- und der iPad-Besitzer getrübt, doch der Zielsetzung einer ausgeglichenen Einkommens- und Vermögensverteilung geholfen.

## Bonus von 500 Millionen

Man kann sich in diesem Zusammenhang auch fragen, wie die Entwicklung des iPhone oder des iPad abgelaufen wäre, wenn die USA die in der 1:12-Initiative postulierten Richtlinien für die Maximaleinkommen angewendet hätten. Man geht kaum fehl in der Annahme, dass Steve Jobs unter diesen Verhältnissen seine Ideen und Projekte in einem anderen marktwirtschaftlich ausgerichteten Land entwickelt hätte. Jobs wollte für seine Leistungen immer mit einem hohen Einkommen entschädigt werden. So liess er sich seine Rückkehr zu Apple vergolden. Einer der Boni hatte bei der Fälligkeit der Optionen einen Wert von rund einer halben Milliarde Franken.

Über solche Boni mögen sich die linken Einkommens- und Vermögensschiessrichter ärgern, und sie wollen sie gesetzlich bekämpfen. Doch für die amerikanischen Angestellten und Kunden von Apple war Steve Jobs ein Glücksfall. Hätte er seine Ideen im Ausland umgesetzt, wären die Arbeitsplätze in den USA nicht geschaffen worden. Steve Jobs und Apple hätten ihre Steuern in anderen Ländern bezahlt. Die Leidtragende wäre die amerikanische Gesellschaft gewesen.

Persönlichkeiten wie Steve Jobs gibt es nur wenige. Doch in jeder Wirtschaft lässt sich eine

Vielzahl von etwas «kleineren» Steve Jobs, von Unternehmern und Managern finden, die mit ihren Ideen und Fähigkeiten Produkte zum Nutzen und zur Freude der Konsumenten entwickeln. Solche Führungskräfte mit Lohnvorschriften und hohen Steuern aus dem Land zu vertreiben, kommt wirtschaftlichem Selbstmord nahe. Wenn sich die Politik nur noch an der Einkommens- und Vermögensverteilung orientiert, geht zwangsläufig die Effizienz der Wirtschaft verloren. Eine gute Politik zeichnet sich letztlich dadurch aus, dass die Vorschriften und Steuern so gestaltet werden, dass die wirtschaftliche Effizienz möglichst wenig darunter leidet, gleichzeitig aber Voraussetzungen geschaffen werden, dank denen den wirtschaftlich Schwachen möglichst viel geholfen werden kann.

Im Laufe der Zeit haben die Ökonomen Grundsätze für eine optimale Steuerpolitik entwickelt. Einer von diesen besagt, dass die Vermögenserträge und die Vermögen möglichst wenig belastet werden sollen. Dies war in der Nachkriegszeit nicht immer der Fall. Als in den 1970er Jahren die Weltwirtschaft unter Stagflation litt, hat ein Land nach dem anderen die Kapitalertragssteuern zu senken begonnen. In der Folge beschleunigte sich das Wachstum, und die Weltwirtschaft erlebte den längsten



Aufschwung der Geschichte. Die Vorteile niedriger Kapitalertragssteuern geraten langsam in Vergessenheit, und die Versuche, die Kapitalerträge oder die Vermögen verstärkt zur Steuerbeschaffung heranzuziehen, häufen sich.

Wie problematisch eine solche Entwicklung wäre, lässt sich anhand eines einfachen Beispiels illustrieren. Nehmen wir an, dass A und B gleich viel verdienen. A gibt sein ganzes Geld für Konsum aus. B dagegen spart einen Teil und ermöglicht dadurch der Wirtschaft, zu investieren und Arbeitsplätze zu schaffen. Für diesen volkswirtschaftlich wichtigen Konsumverzicht wird B mit zusätzlichen Steuern auf den Kapitalerträgen und den Ersparnissen bestraft. Mit steigenden Steuern nimmt die Attraktivität des Sparens und damit der Kapitalbildung immer mehr ab. Entsprechend attraktiver wird das Konsumieren. Jeder, der an einer wettbewerbsfähigen Wirtschaft und einer hohen Beschäftigung interessiert ist, muss sich deshalb für niedrige Kapitalertrags- und Vermögenssteuern einsetzen.

# «System Putin» überlebt – vorerst

Von Hansrudolf Kamer — Seit vierzehn Jahren regiert Putin Russland, zehn als Präsident und vier als Regierungschef. Facettenreiche Repression ist sein Markenzeichen.



**W**ladimir Wladimirowitsch Putin, der Macho hoch zu Ross, hat die Unruhen überstanden. Die landesweiten Demonstrationen mit Transparenten wie «Putin weg!» und «Russland ohne Putin!», getragen von

der neuen Mittelschicht, vermochten den gewiefen Techniker der Macht nicht zu verdrängen.

Putins Stossrichtung ist eindeutig: traditionelles Russland – vorrevolutionär, wenn möglich, sowjetisch, wenn notwendig. Seit dem Winter 2011, noch vor den Präsidentenwahlen, wird die Opposition zurückgedrängt und zum Schweigen gebracht. Protestversammlungen, die anfangs gewährt wurden, werden mit Gewalt zerschlagen, Oppositionelle ins Gefängnis gesteckt. Ihre Plattformen im Internet werden geschlossen.

Nichtregierungsorganisationen sind Zielscheiben: ausländische und einheimische. Lahme Proteste westlicher Politiker wie von Angela Merkel oder John Kerry fruchten nichts. Sie stören nicht einmal das normale zwischenstaatliche Geschäft. Die Organisationen müssen sich als «ausländische Agenten» registrieren lassen – nomen est omen.

So auch das unabhängige Lewada-Zentrum, ein Produkt der Glasnost zu Gorbatschow-Zeiten. Lewada publiziert Umfragen, die wohl zuverlässigsten, was Russland betrifft. Die Ergebnisse widersprechen regelmässig der Putin-Propaganda. Vor kurzem zeigte eine Umfrage an, dass noch 29 Prozent der russischen Wählerschaft hinter Putin stehen.

Während Putin dem amerikanischen Whistleblower Edward Snowden Unterschlupf gewährt, lässt er den russischen, Sergei Magnitski, wegen Steuerbetrugs verurteilen. Und dies vier Jahre nach dessen schmählichem Tod in Untersuchungshaft! Es war vermutlich – in Russland weiss man es nie so genau – die erste postume Verurteilung der russischen Geschichte. Unter Stalin wurden die Schauprozesse gegen Widersacher und In-Ungnade-Gefallene wenigstens mit lebenden Angeklagten durchgeführt, bevor sie erschossen wurden.

Magnitski hatte einen Korruptionsskandal um russische Beamte aufgedeckt. So etwas könnte sich ja einmal gegen Putin und seine Vasallen richten – deshalb der Prozess und die in

ihm enthaltene Warnung. Das monumentale Projekt der Olympischen Winterspiele in Sotchi 2014 bietet sich an. Im subtropischen Klima am Schwarzen Meer, wo der Schnee so knapp ist wie nirgendwo in Russland, spriest der politische Gefälligkeitskapitalismus zugunsten der Putin-Gefolgschaft ganz üppig. Die Kostenüberschreitungen sind phänomenal, ein Rekord unter der Fünf-Ringe-Flagge.

## Gegner werden ausgesiebt

Repression ist nur ein Machtmittel Putins. Ein anderes ist die potemkinsche Demokratie. Das neuste Beispiel ist die auf September angesetzte Wahl des Moskauer Bürgermeisters. Sergei Sobjanin, von Putin 2010 ins Amt eingesetzt, kündigte seinen Rücktritt an, zwei Jahre vor Ablauf der Amtszeit. Sogleich wurden Neuwahlen angesetzt, was an sich erfreulich wäre, weil der oberste Führer nach der Terrorattacke in Beslan 2004 die Wahlen für lokale und regionale Ämter generell abgeschafft hatte.

Sobjanin ist der Putin-Kandidat. Gegner werden ausgesiebt, erhalten so oder so kaum Sendezeit im staatlichen Fernsehen. Sollte trotzdem jemand «gefährlich» werden, sind immer noch die eingeübten Manipulationen am Wahltag möglich. Das System funktioniert.

Doch weshalb der ganze Aufwand? In Moskau hatte Putin bei den Präsidentenwahlen keine

Mehrheit erhalten. Die Protestbewegung hatte in der Hauptstadt eine relativ starke Basis und rechnete sich für die Stadtratswahlen im nächsten Jahr Chancen aus. Moskau ist die natürliche politische Ausgangsbasis für eine Herausforderung des Machthabers. Der Regimekritiker Alexei Nawalny, der vor dem Lenin-Bezirksgericht in Kirow auf sein Urteil wartet, hat angekündigt, er werde im September kandidieren, sofern er freikommt und zugelassen wird – beides sehr unwahrscheinlich.

Putin hat ein feines Gespür für Machtverhältnisse entwickelt. Zu Beginn, in Petersburg, war er unter der Amtsführung des Reformers Anatoli Sobtschak gescheitert. Dann aber begann seine steile Laufbahn unter Präsident Jelzin. Dieser macht ihn zum Chef des Geheimdienstes FSB, dann zum geschäftsführenden Ministerpräsidenten, dann zu seinem Wunschkandidaten für die Nachfolge. Die damals einflussreichen Oligarchen glaubten, Putin sei eine lenkbare Marionette, und unterstützten ihn.

Als Präsident distanzierte sich Putin vom «System Jelzin», machte vergessen, dass er die wilde Privatisierung nach dem Zerfall der Sowjetunion mitzuverantworten hatte. Er begann die Oligarchen zu bekämpfen. Die hohen Weltmarktpreise für Energie halfen ihm, die Macht zu konsolidieren. Der ehemalige Schachweltmeister Garri Kasparow vermutet, Putin schüre Instabilität in Krisenregionen (Stichwort: Syrien), um die Preise hoch zu halten.

Das Fundament des «Systems Putin» ist wohl nicht so brüchig, wie es jenes der Sowjetunion war. Doch Anachronismen belasten Russlands Entwicklung ganz allgemein. Die Wirtschaft stagniert, der Staatskapitalismus hemmt die Modernisierung, der Niedergang ist endemisch. So regiert auch Putin nur auf Zeit.



*Potemkinsche Demokratie:* Machthaber Putin (1.) mit dem Moskauer Bürgermeister Sobjanin.

## Parteienproporz fürs Staatsfernsehen

Von Christoph Mörgeli

Der Bundesrat spricht in seiner Botschaft von einer «sachgerechten und zweckmässigen Abgabe»: Künftig sollen den sogenannten Service public in Radio und Fernsehen (mit wenigen Ausnahmen) alle Haushalte und Unternehmen bezahlen, ob sie nun SRF-Sendungen empfangen oder nicht. Die Regierung begründet diese Ausweitung mit allerhand demokratiepolitisch-technischen Klimmzügen. In üblicher Perfidie verspricht man den Gebührenzahlern «voraussichtlich» tiefere Kosten. Die Privatsender werden mit Geldversprechen korrumpiert und deren Staatsabhängigkeiten verstärkt.

Heute, hören wir, müssten die Gebührenzahler die fehlenden Beträge der Schwarzseher und Schwarz Hörer mitfinanzieren. Dies rechtfertige, dass man die Zahlung nicht mehr an die Empfangsgeräte, sondern an die Haushalte und Unternehmen kople. Weil nur noch eine Minderheit der Schweizer SRF-Programme konsumiert, könnte das OK des nächsten Nordwestschweizerischen Schwingfests erklären: Einige Zuschauer hätten die Kämpfe auf dem Sägemehl trotz Sichtabspernung mitverfolgt. Ab sofort müssten deshalb alle Schweizer das Eintrittsgeld fürs Nordwestschweizerische Schwingfest solidarisch durch einen Steuerabzug bezahlen.

Mit dem geräteunabhängigen Ersatz der bisherigen Empfangsgebühr verlässt der Bund das sonst übliche Verursacherprinzip. Er erhebt neu eine glasklare Mediensteuer. Dennoch ist und bleibt die Schweizerische Radio- und Fernsehgesellschaft SRG rechtlich ein Verein. Eine Körperschaft, die Kopfsteuern erheben darf, ist aber per se eine staatliche Körperschaft. Und gehört – genau wie etwa der Bundesrat, das Parlament oder das Bundesgericht – unter staatliche Kontrolle. Diese Kontrolle untersteht hierzulande dem Willen des Volkes, also der Berücksichtigung des Parteienproporz.

Die SRG-Generaldirektion und die SRF-Direktion wären demnach durch die wählerstärkste Partei zu stellen – also durch die SVP. Als erfahrene Medienpolitiker kämen dazu Maximilian Reimann oder Ulrich Schlüer in Betracht. Oder als tüchtige, intelligente Nachwuchskräfte der Nidwaldner Peter Keller oder die Winterthurerin Natalie Rickli. Ansonsten – jetzt kommt die Pointe – hätte auch ich selber gewisse Kapazitäten. Und vor allem die Einsicht in den dringenden Handlungsbedarf durch eigene Erfahrungen mit dem Staatsfernsehen.

Der Autor ist Historiker und SVP-Nationalrat.

## Nazi-Tante statt E-Force One

Von Peter Bodenmann — Flug über Dübendorf. Winken aus Panzern und Formel-1-Boliden. Die Schweiz vom Dämmsten.



Fetter Punkt für Ueli Maurer: SP-Bundesrat Berset im Schützenpanzer.

Schein spiegelt Sein. Nichts belegt dies besser als die «Schulreise» 2013 unseres Bundesrates. Zum Einstimmen kreiste der Bundesrat in einer immer noch fliegenden Nazi-«Tante Ju» über Dübendorf. Wegen Absturzgefahr immer nur mit drei Mitgliedern aufs Mal. Als ob die Beamten in Bern nicht so oder so ohne Bundesräte regieren würden.

Panzer sind heute militärisch so überflüssig wie Bunker. Moderne Kampfdrohnen knallen jeden Schweizer Panzer ferngesteuert weg – ausser man setzt Panzer gegen die eigenen Bürger ein. Alle sieben Bundesräte stiegen unter Gruppendruck auf die Panzer. Mit einer Schweizer Fahne im Hintergrund. Und winkten brav den Fotografen zu. Zweiter fetter Punkt für Ueli Maurer.

Formel-1-Autos sind die Spielzeuge der Reichen und Superreichen. Nach dem Panzer-Posieren zwängt sich Eveline Widmer-Schlumpf zum Dessert in einen der derzeit leider erfolglosen Sauber-Boliden. Gibt es im Kanton Zürich nichts Besseres zu besteigen als Nazi-Flieger, Bürgerkriegs-Panzer und Krach-Boliden?

Gott sei Dank, nein. In Fehraltorf – nur elf Kilometer Luftlinie von Hinwil entfernt – haben die Ingenieure der Firma E-Force One den mit Abstand besten und leistungsfähigsten Elektrolastwagen der Welt entwickelt – zusammen mit Feldschlösschen und Coop. Die beiden je 1200 Kilo schweren Batterien spei-

chern je 120 Kilowattstunden Strom. Und somit 100 Wattstunden pro Kilo. Zum Preis von 400 Franken pro gespeicherte Kilowattstunde.

Das Resultat: Der Elektrolastwagen mit 10 Tonnen Nutzlast lässt jeden Diesellastwagen uralt aussehen. Die heissen Brummis haben bereits eine Reichweite von 300 Kilometern. Und rechnen sich, wenn man pro Jahr 45 000 Kilometer weit fährt – dank der LSVA.

Tesla zeigt, wohin die weitere Reise geht: Die im Model S verwendeten Batterien speichern pro Kilo 240 Wattstunden. Und kosten nur halb so viel. Bald wird man in Fehraltorf zum gleichen Preis wie heute Lastwagen mit 700 Kilometer Reichweite zusammenbauen.

Einst wurden in der Schweiz die besten Lastwagen der Welt gebaut. Im privatisierten Zeughaus von Ulrich Giezendanner stehen wehmütig die alten Saurer. Dank Brusa und E-Force One könnten wir im Zeitalter der beginnenden Elektromobilität den Sprung an die Spitze wieder schaffen.

Der Bundesrat hätte auf der umgebauten Ladebrücke eines E-Force One durch das Zürcher Oberland brettern müssen. Mit Bier von Feldschlösschen und Coop-Bratwürsten. Begleitet von der Päckli-Post-Cheftante Susanne Ruoff samt Bestell-*Blöckli* für die ersten hundert Elektrolastwagen. Industriepolitik by doing.

Der Autor ist Hotelier in Brig und ehemaliger Präsident der SP Schweiz.

# Willkommen in der Wirtschaft

Von Kurt W. Zimmermann — Journalisten haben keine Ahnung von Wirtschaft. Erst am Ende ihrer Karriere gehen ihnen die Augen auf.

Das neuste Beispiel ist Markus Eisenhut. Der frühere Co-Chefredaktor des *Tages-Anzeigers* macht sich selbständig. Er steigt in eine Kommunikationsfirma ein. Partnerin ist unter anderem Ruth Metzler, die ehemalige Bundesrätin.

Eisenhut ist damit in der freien Wirtschaft angekommen. Er verlässt den behüteten Boden des Lohnausweises und tauscht ihn ein gegen das schwankende Parkett des Unternehmertums. Er tut es in seiner zweiten Lebenshälfte.

Viele Chefredaktoren grosser Blätter haben in ihrer zweiten Lebenshälfte erstmals in die freie Wirtschaft gewechselt. Erstmals verdienen sie nun ihr eigenes Geld im offenen Markt. Spontan fallen uns neben dem *Tages-Anzeiger* die früheren Chefs von Blättern wie *Sonntagszeitung*, *Bilanz*, *Aargauer Zeitung*, *Berner Zeitung*, *Blick*, *Sonntagsblick*, *Beobachter* und *Weltwoche* ein. Sie heissen Hartmeier, Durisch, Spieler, Meier, Gisler, Z'Graggen, Wigdorovits, Meister, Grenacher, Weissberg, Bachmann, Wildberger.

Als alter Medienheini bin ich mit all den erwähnten Namen per du, und darum unterhalten wir uns gelegentlich über ihren Frontenwechsel zum Unternehmer. Alle sagen mir dasselbe. Sie sagen: «Weisst du, ich würde heute einen völlig anderen Wirtschaftsteil machen als zu meiner Zeit als Chefredaktor.»

«Was heisst anders?», frage ich dann. «Weniger wirtschaftskritisch», sagen sie dann.

Wir sind damit bei einem der grössten Probleme des Schweizer Journalismus. Es gibt in der gesamten Branche keinen Journalisten, der vor seiner Zeit als Journalist eine verantwortungsvolle Funktion in einem Unternehmen hatte. Alle sind nach dem Studium oder einem lustlosen Zwischenjob, etwa als Lehrer, auf der Redaktion gelandet. Die Wirtschaft von innen kennt kein Einziger.

Viel später, nach vielen Jahren als führende Journalisten, wechseln sie dann in die freie Wirtschaft. Sie gründen eine eigene Firma oder beteiligen sich an einer Firma – und jetzt gehen ihnen die Augen auf. Nun erst erleben sie erstmals, wie es in der realen Wirtschaft zugeht.

Man kann in der realen Wirtschaft nicht agieren, ohne regelmässig Fehler zu machen. Das ist der unvermeidliche Alltag einer Firma. Alle Unternehmer und Manager haben ihre Fehlerlisten. Sie machen falsche Einschätzungen und falsche Investitionen, haben falsche Partner und falsche Kunden. Das ist normal.



Zu spät: Ex-Tagi-Chef Eisenhut.

Weil in den Medien nur Wirtschaftslaien arbeiten, wissen sie das nicht. Falsche Einschätzungen, falsche Investitionen, falsche Partner und falsche Kunden sind für Journalisten nicht der unvermeidliche Alltag einer Firma. Sie sind ein Skandal.

Weil kein Journalist zuvor in einem Unternehmen gearbeitet hat, weiss er nicht, dass unternehmerischer Erfolg immer aus der Korrektur von Fehlern entsteht. Fehler sind in den Augen der Journalisten stattdessen Skandale.

Eine falsche Einschätzung, wie bei Peter Sauber, ist ein Skandal. Eine falsche Investition, wie bei Charles Vögele, ist ein Skandal. Ein falscher Partner, wie bei Swisscom, ist ein Skandal. Ein falscher Kunde, wie bei Bruno Frick, ist ein Skandal.

Dann passiert das Übliche. Die besten Journalisten, inzwischen gealtert, werden selber Unternehmer. Nun geht es ihnen wie allen. Sie machen falsche Einschätzungen und falsche Investitionen, haben falsche Partner und falsche Kunden.

Sie lernen endlich, wie die Wirtschaft funktioniert. Sie lernen es spät, zu spät. Sie haben zuvor dreissig Jahre zum Thema Wirtschaft publiziert, aber wie es zugeht in der freien Wirtschaft, das lernen sie erst jetzt.

Plötzlich sind sie nicht mehr «wirtschaftskritisch». Plötzlich sind sie Teil davon.

# Überflügelt

Von Beatrice Schlag — Ein berühmter Mann demütigt seine noch berühmtere Frau.

Vor zwei Wochen erschienen in der britischen Presse Paparazzi-Bilder, auf denen der Kunsthändler und PR-Guru Charles Saatchi in einem Londoner Restaurant über den Tisch hinweg den Hals seiner Frau Nigella Lawson umklammerte.



Es wirkte nicht scherzhaft, zumal Nigella Lawson weinte. Genauso wenig sah es nach Würgegriff aus, aber durchaus wie die Geste eines Mannes, der seiner Frau zeigen will, wer Herr im Haus ist. Danach sprach Saatchi von einem «dummen Streit». Seine Frau zog wenig später mit ihren beiden Kindern aus erster Ehe in ein hastig angemietetes Haus. Letzten Sonntag liess Saatchi seine Frau über die *Mail on Sunday* wissen, dass er die Scheidung einreichen werde.

1970 gründeten Charles Saatchi und sein Bruder Maurice die Werbeagentur Saatchi & Saatchi, die nach rund fünfzehn Jahren weltweit sämtliche Konkurrenten überflügelte. Danach widmete sich Charles Saatchi vorwiegend seiner Kunstsammlung und dem Projekt, seine zweite Frau Nigella Lawson zum Star zu machen. Nicht, dass sie dringend Hilfe gebraucht hätte, zumindest keine finanzielle: Die schöne Tochter von Margaret Thatchers Energieminister kam aus bestem Haus und hatte als begeisterte Köchin mit ihrem Erstling «How to Eat» einen Bestseller gelandet. Nun war ihr eine TV-Show auf Channel 4 angeboten worden, obwohl viele befürchteten, sie sei für den Bildschirm zu vornehm, zu distanziert.

Saatchi lehrte sie, sich am Kochtopf zu verkaufen. Mit knallroten Lippen und grosszügig ausgeschnittenen Kleidern streichelte sie über den Sellerie und leckte am Himbeermus. Da Nigella Lawson dabei immer vergnügt und nie vulgär aussah, wurde sie auch im Rest Europas und in den USA ein Star. Ihr Vermögen aus Buchverkäufen und TV-Auftritten wird auf über zwanzig Millionen Franken geschätzt. Nur ein Klacks im Vergleich zu Saatchis Reichtum. Aber plötzlich hiess der Star der Familie Nigella Lawson. Kontrollfreak Saatchi schien es schlecht zu verkraften. Seine Begründungen für die Scheidung, in der britischen *Daily Mail* Punkt für Punkt analysiert, sind ein trauriges Paradebeispiel für die Rachsucht überflügelter Erfolgsmenschen.



Sonderausgabe zur Lage der Nation:

# Was ist heute eigentlich noch schweizerisch?

Grosse  
Spezialausgabe  
zum 1. August.  
Ab 25. Juli am  
Kiosk.

Einzelhefte oder Probe-Abo:  
Telefon 043 444 57 01  
oder [www.weltwoche.ch/abo](http://www.weltwoche.ch/abo)



**DIE WELTWOCHEN**  
80 JAHRE QUALITÄT

## Leserbriefe

### «Glücklicherweise kann bei uns das Volk die Fehler der Diplomatie in den meisten Fällen durch Referenden korrigieren.» *Thomas Schmidhauser*

#### Aufwendiger Weg

Nr. 28 – «Diplomatie der Offenheit»; Philipp Gut über Yves Rossier

Nur eine direktdemokratische Schweiz kann es sich leisten, einen Unterhändler wie Yves Rossier in wichtige Verhandlungen mit der EU zu senden. Einen Unterhändler, welcher vorher Sozialversicherungschef war und sich in keiner Weise für internationale Verhandlungen als kompetent erweist. Glücklicherweise kann bei uns das Volk alle die schlimmen Fehler der Diplomatie in den meisten Fällen durch Referenden korrigieren. Es ist allerdings ein aufwendiger Weg, den man durch die Entsendung geeigneter Chefdiplomaten vereinfachen könnte.

*Thomas Schmidhauser, Luzern*

#### Verkrampfter Feminismus

Nr. 28 – «Wir Frauen sind einfach perfekt»; Kathy Lette über den Geschlechterkampf

Die Autorin versucht ironisch zu sein, es fehlt ihr aber an der dafür notwendigen Lässigkeit. Stattdessen gibt es hier eine Überdosis verkrampften Feminismus, den ich aber eher im «Mama-Blog» des *Tages-Anzeigers* erwartet hätte und nicht in der *Weltwoche*, die sich sonst immer pointiert gegen den linken Mainstream in der schweizerischen Presselandschaft stellt. *Jakob Oelkers, Uesslingen*

#### Fass ohne Boden

Nr. 28 – «Gutmensch»; Editorial von Roger Köppel

Der Text von Roger Köppel ist wieder einmal perfekt und absolut zutreffend! Richtig, es gibt die guten Begriffe wie Nächstenliebe, Verantwortung und so weiter. Sicher ist Armut eine generelle Geissel der Menschheit. Aber gibt es da nicht auch die wichtigen Begriffe «Selbstverantwortung» und «Geburtenkontrolle»? Mit weit über 600 Milliarden Dollar wurde Afrika bisher «geholfen». Ein Fass ohne Boden, wie es scheint. Mit recht ernüchterndem Resultat zudem, denn trotzdem drängen Millionen nach Europa! Es scheint dem (Armen-)Pontifex zudem entgangen zu sein, dass die meisten dieser «Flüchtlinge» horrende Summen an Schlepper bezahlen mussten oder konnten (gemäss Uno-Bericht). Auch ich habe ein Standbein in Afrika, kenne den Kontinent, was nicht heisst, dass man nun eine unkontrollierte Völkerwanderung nach Norden und den übertriebenen, einseitigen Medienjubiläum guthessen muss.

*Peter H. Kuhn, Regensdorf-Adlikon*

Im Zusammenhang mit unserem Bundesrat wird immer wieder übersehen, dass er keine Regierung darstellt, die sich bei ihrem Tun und Lassen sowie Dulden auf eine gesicherte parlamentarische Mehrheit in beiden Kammern verlassen kann. Deshalb sind Vergleiche mit den Exekutiven anderer Staaten (auch mit China) eher abwegig. Am ähnlichsten ist das US-System, wo die Administration auch nie weiss, ob sie mit ihren Anliegen im Kongress durchkommt. Die Schweiz verfügt mit dem Bundesrat eher über eine oberste Staatsverwaltung, die stets auf das Wohlwollen einer vorgängig nicht gesicherten Parlaments- und allenfalls Volksmehrheit angewiesen ist. Entsprechend bewegt man sich vom Ansatz her meist in mittleren Räumen, die zumindest eine teilweise Zustimmung verheissen. Das Arbeitsmotto lautet: möglichst verträglich, Minimierung schwerer Fehler (soweit absehbar), keine Mutproben. Mit diesem Konzept sind wir insgesamt gar nicht so schlecht gefahren. Der Preis dafür ist aber, dass sich die Selektion der Amtsträger nicht primär an der Fähigkeit zu grossen Würfeln oder zu dezidiertem Auftreten auf internationalem Parkett orientieren kann. Und meist führen bei uns halt erst mehrere Anläufe zu einer mehrheitsfähigen Lösung; überhastetes Handeln ist jedenfalls nicht gefragt. Auch darum beneiden uns viele im Ausland. Mit gutem Grund.

*Hanspeter Bornhauser, Bottmingen*

#### Ein Glas kühler Schnaps

Nr. 28 – «Wie ein politischer Scharfschütze»; Interview mit dem finnischen Politiker Timo Soini

Nach Ferien in meinem Heimatland Finnland freute ich mich auf die *Weltwoche*. Das Lesen der *Weltwoche* ist für mich wie ein Schluck aus einer Bergquelle, erfrischend und genussvoll. Das Interview mit Timo Soini war noch wie ein Glas kühler Schnaps dazu, also ein perfekter Tag für einen gewöhnlichen Finnen.

*Peter Laakso-Walser, Grösch*

#### Änderung der Verfassung

Nr. 27 – «Blocher irrt»; Roger Köppel über die Umsetzung der «Ausschaffungsinitiative»

Was Roger Köppel schreibt, trifft leider zu. Obwohl den Bürgern bei der letzten Totalrevision unserer Verfassung vorgegaukelt wurde, die alte Verfassung werde lediglich nachgeführt und sauber geordnet, hat man in der heute geltenden Bundesverfassung in den Art. 5 und 190 BV neu festgehalten, dass Bund und Kantone bei ihrem rechtsstaatlichen Handeln auch das Völ-

kerrecht zu beachten hätten. In der vorherigen Verfassung war davon nirgends die Rede.

Wenn man nun weiss, wie vor allem multilaterales Völkerrecht zustande kommt und dass neueste Urteile des Europäischen Gerichtshofs für Menschenrechte nur noch Kopfschütteln verursachen, wird es wohl zur Pflicht eines direktdemokratischen und souveränen Staates werden, seine Verfassung so zu ändern, dass in beiden genannten Artikeln nur noch von zwingendem Völkerrecht gesprochen wird. Damit wäre auch der Widerspruch zu Art. 139 in Sachen Volksinitiative ausgeräumt, der richtigerweise nur von zwingendem Völkerrecht spricht.

Da der Gerichtshof in Strassburg auch mit dem Begriff der Verhältnismässigkeit Schindluder betreibt, wird man in Art. 5 der BV auch festhalten müssen, dass sich Verhältnismässigkeit allein nach schweizerischer Gesetzes- und Gerichtspraxis definiert. *Wolfgang Sidler, Luzern*

#### Richtigstellung

Die *Weltwoche* bezeichnete Peter Zimmermann in der Ausgabe vom 25. Oktober 2012 als «einschlägig bekannten Pädophilen». Zimmermann legt Wert auf die Feststellung, dass er gemäss einem psychiatrischen Gutachten vom 5. Juli 2000 nicht pädophil veranlagt ist. Er weist auch darauf hin, dass er seit 27 Jahren ein deliktfreies Leben führe und sich seit 11 Jahren in Freiheit bewährt habe. Die Schutzaufsicht konnte 2005 abgeschlossen werden. Dank einer sehr intensiven Therapie habe er seine persönlichen Defizite aufgearbeitet und internalisiert, dass Jugendliche und insbesondere Schutzbefohlene in ihrer sexuellen Selbstbestimmung zu respektieren sind. Parallel zu dieser Einsicht und Entwicklung habe er zu einer stabilen Beziehung mit einer Partnerin gefunden. *Die Redaktion*

CP  
CRESTA  
PALACE

*Sommerzeit*  
BELEBENDE TAGE IM  
ENGADIN

Grosser SPA-, Pool- und Therapie-Bereich sowie Kinderclub.  
Wandern, Golfen, Biken, Tennis uvm.  
Zimmer/Frühstück ab CHF 125.– pro Person  
Ab 2 Nächten: freie Fahrt auf ÖV + Bergbahnen  
Sommerseason bis 13. Oktober 2013

★★★★

CRESTA PALACE, CH-7505 Celerina/St. Moritz  
T +41 (0)81 836 56 56 . www.crestapalace.ch  
Elisabeth und Hanspeter Herren

*das Bergjuwel*

# Der Rat sucht seine Mitte

Einen Umbruch erwarteten die Politbeobachter nach den Wahlen von 2011: Die Neulinge von BDP und GLP sollten zusammen mit den geschwächten Traditionsparteien FDP und CVP eine «neue Mitte» bilden. Was ist daraus geworden? Eine Zwischenbilanz des aktuellen Parlaments. *Von Markus Schär*



*Besorgen Mehrheiten für die Pole:* Martin Bäumle GLP und Hans Grunder, BDP.

Über einen «Wahntag für die Geschichts-Bücher» jubelte der *Blick*. Und auch in den anderen Medien strichen die Kommentatoren die historische Bedeutung der Nationalratswahlen vom 23. Oktober 2011 heraus: Das Wahlvolk pflügte angeblich die Parteienlandschaft um, strafte die bestanden Kräfte ab und bildete mit zwei aufstrebenden Neulingen eine «neue Mitte».

Tatsächlich gab es geschichtsträchtige Entwicklungen zu vermerken. Der Niedergang der beiden bürgerlichen Parteien, die bis vor einem Vierteljahrhundert das Bundeshaus mit fast der Hälfte der Nationalräte beherrschten, setzte sich fort: Die Freisinnigen, in der Romandie inzwischen zusammen mit den Liberalen, büsst gegenüber 2007 nochmals 2,6 Prozent und fünf Sitze ein, die Christlichdemokraten 2,2 Prozent und drei Sitze – FDP und CVP sanken auf ein historisches Tiefst ab, mit zusammen noch 58 von 200 Nationalräten.

Was die Traditionsparteien in der Mitte verloren, ging aber diesmal nicht an die SVP: Die Volkspartei, die ihren Anteil von 1991 bis 2007 zulasten von FDP und CVP auf mehr als das Zweieinhalbfache hochgetrieben hatte, sackte von ihrem Höchststand bei 28,9 auf 26,6 Prozent ab. Und auf der Linken verloren die Sozialdemokraten und die Grünen, die seit 1983 Wähler austauschten, erstmals gemeinsam.

So gab es nur zwei grosse Gewinner: Die Grünliberalen, seit 2007 von einem Trio im Nationalrat vertreten, konnten ihre Sitzzahl vervierfachen. Und die Bürgerlich-Demokratische Partei, 2008 nach dem Ausschluss der SVP-Bundesräte Samuel Schmid und Eveline Widmer-Schlumpf gegründet, gewann bei der Premiere gleich neun Sitze. Die beiden jungen Parteien sollten, wie die Kommentatoren hofften, ganz neue Konstellationen ermöglichen: eben eine «neue Mitte», die wie einst der Block

von FDP und CVP die Mehrheiten bilden sollte. Was ist nach bald zwei Jahren daraus geworden?

Der kraftvolle Block von FDP und CVP lässt sich nicht wieder zusammenbauen, schon gar nicht deutlich rechts der Mitte, wo er von 1848 bis 1989 die Bundespolitik prägte. Die zersplitterte «neue Mitte» bringt nur rund 80 Sitze auf die Waage, aufgefächert von den grünen Liberalen links bis zu den alten Liberalen rechts. Sie sorgt damit zwar weiterhin für die Mehrheiten – aber nur noch, indem sie sich einem der beiden Pole zuneigt. Ob sie dabei den linken Pol (Rot-Grün) oder den rechten Pol (SVP) vorzog, zeigt die Analyse nach Themen, die der Politikforscher Michael Hermann für die *Weltwoche* erstellt hat: Diese weist nach, wie sich in den 1475 Abstimmungen der laufenden 49. Legislaturperiode, in denen die SVP gegen Rot-Grün (SP und Grüne) stimmte, die Mitteparteien entschieden haben.

## Die Sonne ging für die SP auf

Das auffälligste Ergebnis lässt sich leicht erklären. Die Koalition, die 2007 Christoph Blocher aus dem Bundesrat warf, wollte 2011 Eveline Widmer-Schlumpf in der Landesregierung halten. Dafür brauchte sie ein gemeinsames Thema, und sie fand es im Frühling 2011 nach der Katastrophe von Fukushima mit dem Atomausstieg und der Energiewende. Ausgerechnet die BDP, eng mit den Bernischen Kraftwerken (BKW) verbandelt, die das AKW Mühleberg betreiben, stellte sich an die Spitze dieser Mission.

Die Sonne ging für die SP auf. Sie reichte im September 2011 ihre vor Fukushima lancierte Cleantech-Initiative ein, die verlangt, dass die Schweiz ab 2030 die Hälfte ihres gesamten Energieverbrauchs mit erneuerbaren Energien deckt. Dieses Ziel ist gemäss Experten nicht erreichbar. Das Volk hat seither denn auch bei mehreren kantonalen und kommunalen Vorlagen gezeigt, dass es sich kaum mehr für die Energiewende erwärmt, wenn sie etwas kostet. Der Nationalrat lehnte vor einem Monat die Initiative mit 118 zu 73 Stimmen ab, CVP und BDP sprachen sich geschlossen dagegen aus. Aber das Parlament kam der SP weit entgegen: Damit sie die aussichtslose Initiative zurückzieht, erfüllte es ihre Forderungen nach einer Verstärkung der Energieforschung und vor allem nach einer Erhöhung des Zuschlags auf dem Strompreis, dank dem sich die ineffizienten Solaranlagen schnell ausbauen lassen – für dieses Geld verteilen mit der Giesskanne sprachen sich auch drei Viertel der Freisinnigen aus.

In zwei weiteren Bereichen rückte der Nationalrat kräftig zur SP hin, also nach links. In der Sozialpolitik setzte sich das Parlament neben der Familienförderung und der Kinderbetreuung – wofür die CVP am liebsten Geld ausschüttet – vor allem mit der 6.IV-Revision auseinander. Vor vier Jahren versprachen die Politiker dem Volk, die überschuldete Invalidenversicherung zu sanieren, wenn es einer befristeten Erhöhung der Mehrwertsteuer zustimme. SP-Innenminister Alain Berset, seit 2012 im Amt, hielt aber Sparen für nicht mehr nötig, und die CVP-EVP-Fraktion schloss sich ihm nur zu gern an: Sie strich mit erfolgreichen Anträgen das Sparpaket so zusammen, dass es schliesslich die SVP (mehr sparen) und die SP (gar nicht sparen) gemeinsam versenkten.

Auch bei der Raumordnung sorgte die CVP für einen markanten Schwenker. Um der Landschaftsinitiative mit ihren strengen Vorschriften gegen die Zersiedelung und die Zerstörung von Kulturland einen Gegenvorschlag entgegenzustellen, verschärfte der Bundesrat das Raumplanungsgesetz, vor allem mit einer Abgabe, die einen Teil des Mehrwerts abschöpft, der beim Einzonieren von Bauland entsteht – was die Rechte als «sozialistische Planwirtschaft» bekämpfte. Der Nationalrat beriet das Gesetz im September 2011 noch in alter Zusammensetzung und verabschiedete es im März 2012 mit den Stimmen der «neuen Mitte»: Vor allem die CVP sprach sich jetzt grossmehrheitlich für das Gesetz aus.

Daneben lässt sich in den meisten Politikbereichen eine leichte Verschiebung nach links beobachten, so bei Forschung und Bildung (Forschungs- und Innovationsförderungsgesetz, Förderungsprogramm 2013–2016), bei der Rechtsordnung (Regelung der elterlichen Sorge, Massnahmen gegen Zwangsheiraten, Volksinitiative zum Schutz vor Pädophilen) oder beim Verkehr (Strassensicherheitsprogramm «Via sicura», Lärmsanierung der Eisenbahnen, Ausbau des Nationalstrassennetzes). Insgesamt gleitet dadurch die Position des Nationalrats auf der Links-rechts-Skala zwischen Rot-Grün und SVP von leicht rechts der Mitte, wie in der Legislatur 2007–2011, fast genau in die Mitte – was bedeutet, dass sich Rot-Grün und SVP gleich häufig durchsetzten.

Die SP, die seit 2003 nicht weniger als 4,6 Prozent Wähleranteil verlor und auf den historischen Tiefststand der achtziger Jahre zurückfiel, gewann also dank der «neuen Mitte» ohne eigenes Zutun an Gewicht. Ausgerechnet bei dem Thema, bei dem sie gegenwärtig die Lufthoheit in den Medien und auch an den Stammischen behauptet, bewegte sich aber nichts: in Fragen der Wirtschaft, vor allem der Verteilung. Der Nationalrat beriet in den letzten zwei Jahren mehrere gewichtige Vorlagen, so immer noch die Volksinitiative «gegen die Abzockerei» samt Gegenvorschlag und neu jene für Lohngerechtigkeit (1:12), das Aktienrecht,

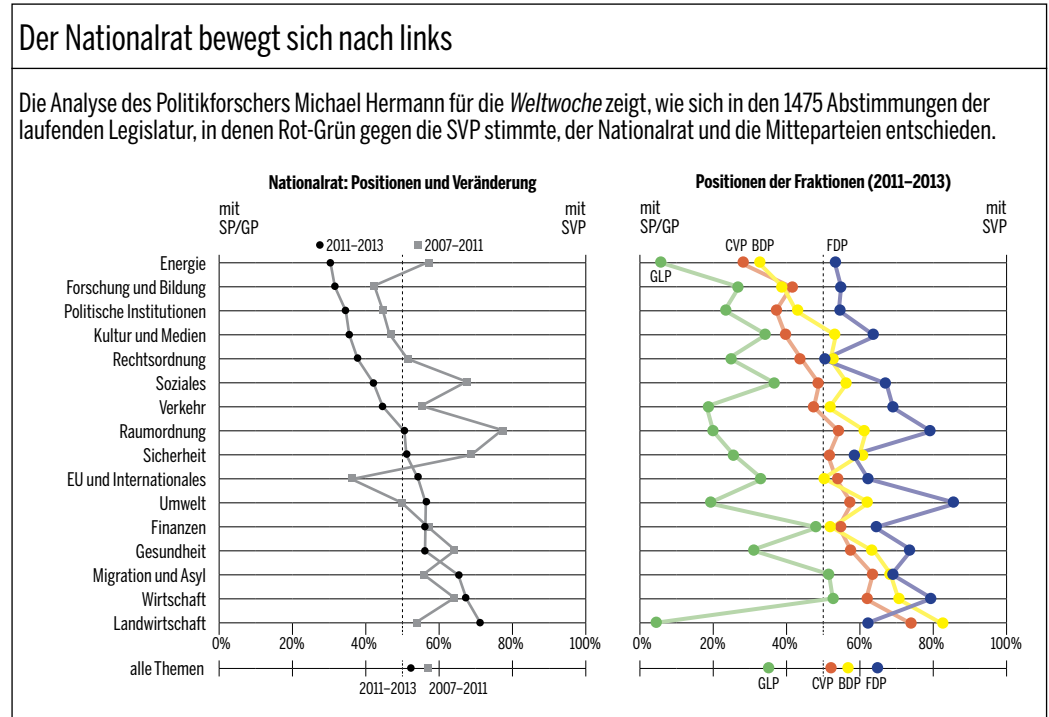
das Markenschutzgesetz mit der Frage der Swissness und die Liberalisierung der Ladenöffnungszeiten. Dabei rutschte der Nationalrat sogar leicht nach rechts, in Richtung der SVP. Und in Finanzfragen, also vor allem bei den Voranschlägen, aber auch bei den Doppelbesteuerungsabkommen und beim Steueramtshilfegesetz, verharrte er auf der bisherigen Position knapp rechts von der Mitte.

### Die «neue Mitte» gibt es nicht

Wer die Abstimmungen nach Fraktionen auswertet, der erkennt: Ob der Nationalrat nach links oder nach rechts kippt, entscheidet heute allein die CVP – sie ist bei jedem Thema auf der Seite der Mehrheit. Obwohl ihr mächtiger «KMU-Klub» mit Vertretern des rechten Flügels bei den Wahlen 2011 schwere Verluste erlitt,

Die Auswertung nach Fraktionen zeigt aber auch: Die «neue Mitte» gibt es über den Verbund von CVP und BDP hinaus nicht. Die Grünliberalen erweisen sich nur bei Asyl- und Migrationsfragen als restriktiv und in der Wirtschafts- und der Finanzpolitik als liberal: Schliesslich bekennen sie sich auch beim Staatshaushalt zur Nachhaltigkeit. Bei allen anderen Themen entpuppen sie sich aber als Linkspartei.

Auf der anderen Seite sucht die FDP noch ihre Position: Ausgerechnet bei Migration und Asyl, dem Spezialgebiet ihres neuen Parteipräsidenten Philipp Müller, bei der Rechtsordnung und bei der Sicherheit unterscheidet sie sich nicht vom Mittelkurs der BDP. Um wieder an Gewicht zu gewinnen, müsste sie sich wohl stärker nach rechts orientieren. Dann könnte auch die SVP wieder auf mehr Einfluss hoffen. Immerhin be-



2007–2011 stimmten die Mitteparteien insgesamt näher bei der SVP ab (graue Punkte), 2011–2013 zog es sie zur SP (schwarze Punkte). Die rechte Grafik zeigt ihr Verhalten je Fraktion 2011–2013.

hält sie in Wirtschafts- und Finanzfragen an ihrem Kurs fest. Mit der SP verbündet sie sich, ausser mit ihrer spendablen Sozialpolitik, vor allem in Fragen der Energie, des Verkehrs und der Raumplanung – also bei Themen, die CVP-Bundesrätin Doris Leuthard seit ihrem Departementswechsel von Ende 2010 prägt.

Fast deckungsgleich politisiert die BDP. Die Zusammenarbeit, die in der letzten Session vor allem bei der «Lex USA» vorangetrieben und bei einem gemeinsamen Nachtessen begossen wurde, bietet sich also an – und sei es nur, um 2015 nochmals die Wahl von BDP-Bundesrätin Eveline Widmer-Schlumpf zu sichern. Sogar ein Zusammenschluss drängt sich eigentlich auf; er verbietet sich vorläufig nur, weil die CVP immer noch vorwiegend katholisch geprägt ist, die BDP jedoch reformiert.

wegte sie trotz Wahlniederlage den Nationalrat bei ihren Kernthemen nach rechts, nämlich einerseits bei Migration und Asyl, wo das Parlament einmal mehr das Asylgesetz verschärfte, und andererseits bei EU und Internationales, wo es sich mit der Personenfreizügigkeit samt flankierenden Massnahmen und der Aussenwirtschaftspolitik auseinandersetzte. Und vor allem bei der Landwirtschaft, wo das Parlament die Agrarpolitik 2014–2017 beriet.

Auch hier zeigte sich – wie bei der Förderung der erneuerbaren Energien – die grosse Einigkeit mit nur wenigen Störenfriedern, in diesem Fall den Liberalen und den Grünliberalen, die auf mehr Markt drängten. Denn das Parlament konnte sich seiner Lieblingsbeschäftigung hingeben: dem Verteilen von Milliarden.

Statistiken und Analysen: Michael Hermann.

# 39 zu 0 gegen die «Rundschau»

Ein forensisches Gutachten und ein neuentdecktes Dokument legen nahe, dass das Schweizer Fernsehen die Öffentlichkeit im «Fall Mörgeli» systematisch getäuscht hat. TV-Chefredaktor Diego Yanez und «Rundschau»-Chef Mario Poletti sollten sich erklären. *Von Alex Baur*



**Mutwillig verdrehte Fakten:** Moderator Brotz konfrontiert Professor Mörgeli in der «Rundschau» vom 27. März 2013 mit Vorwürfen.

Würde es stimmen, was die «Rundschau» von SRF im letzten März behauptete, dann hätten wir es mit einem größeren Skandal zu tun: Professor Christoph Mörgeli (SVP) soll als Doktorvater mindestens ein Dutzend gekaufte Dissertationen im vollen Wissen um den Betrug durchgewinkt haben. Das war zwar bloss einer aus einem ganzen Strauss an Vorwürfen gegen Mörgeli, doch es war der gravierendste, und er baute ausschliesslich auf der anonymisierten angeblichen Aussage eines ehemaligen Doktoranden auf, dessen Konterfei als Schatten gezeigt wurde.

In der Ausgabe vom 11. April 2013 («Der falsche TV-Doktor») kam die *Weltwoche* aufgrund eigener Recherchen zum Schluss, dass die «Rundschau» – offenkundig instrumentalisiert von Mörgelis Widersachern – eine ganze Reihe von Fakten mutwillig verdreht und eine anonymisierte «Kronzeugin» falsch zitiert hatte. Systematisch hatte die «Rundschau» alles unterdrückt, was ihrer These widersprach. Ausgeblendet wurde auch der Knatsch zwischen Professor Flurin Condrau und Professor Mörgeli, der über der ganzen Geschichte steht.

Der ominöse «Dr. Anonimus», den die «Rundschau» als Arzt mit Dokortitel präsentierte, entpuppte sich gemäss Recherchen der *Weltwoche* als Dentist X, der zwar bei Professor Mörgeli eine Dissertation angestrebt hatte, da-

bei aber gescheitert war. Dies versichern zumindest drei ehemalige Kommilitonen des Zahnarztes. Ausschlaggebend war für diese nicht bloss eine frappante optische Ähnlichkeit mit dem Schattenbild, sondern vor allem auch früher gemachte Aussagen des Dentisten X, die sich zum Teil mit jenen von Dr. Anonymus der «Rundschau» deckten.

## Wie bei einem Fingerabdruck

Der Dentist X dementierte gegenüber der *Weltwoche* zwar vehement, je etwas mit der «Rundschau» zu tun gehabt zu haben. Dabei verstrickte er sich in Widersprüche und verweigerte bis heute jeden weiteren Kontakt. «Rundschau»-Chef Mario Poletti bestritt die Vorwürfe pauschal (darunter auch offenkundige Fehler, die er mittlerweile eingestanden hat). Die *Weltwoche* deklarierte die Dementi im besagten Artikel, allerdings mit dem Hinweis, dass diese völlig unglaubwürdig wirkten. Letzte Gewissheit kann aber natürlich nur die «Rundschau» schaffen. Und sie steht in der Pflicht: Wenn ein gebührenfinanzierter Monopolsender wie SRF derart gravierende Vorwürfe erhebt, muss er diese belegen.

Die «Rundschau» reagierte stattdessen mit einem geharnischten Gegenangriff und verbreitete die Behauptung, die *Weltwoche* hätte «den Falschen geoutet» (tatsächlich hat die *Weltwoche*

den Dentisten X nie geoutet, im Zentrum standen stets die Methoden der «Rundschau». Via *Schweiz am Sonntag*, wo «Rundschau»-Moderator Sandro Brotz bis Sommer 2012 in der Chefredaktion mitgewirkt hatte, kündete Poletti in einem grossen Interview eine neue Zeugin an, eine «pensionierte Lehrerin», die angeblich eine «spektakuläre Wende» in den Fall «Rundschau»-Mörgeli bringen soll. Auf die von der *Schweiz am Sonntag* grossmaulig angekündigte Enthüllung wartet die interessierte Öffentlichkeit allerdings bis heute vergeblich.

Dafür hatte der *Sonntagsblick* am letzten Wochenende brisante Neuigkeiten zu vermelden: Ein von Christoph Mörgeli beim Ulmer Professor Friedrich Rösing in Auftrag gegebenes Gutachten kommt aufgrund eines Bildabgleiches zum Schluss, dass der Dr. Anonymus der «Rundschau» und der Dentist X «sehr wahrscheinlich» ein und dieselbe Person sind. «Rundschau»-Chef Mario Poletti gab umgehend Entwarnung: «Wenn ein von Herrn Mörgeli beauftragter Anthropologe in einem zwölfseitigen Gutachten aufgrund eines Schattenbildes zum Schluss kommt, dass Herr Mörgeli «sehr wahrscheinlich» doch recht haben soll, erübrigt sich jeder weitere Kommentar.»

Die Arroganz, die aus diesen Zeilen spricht, dürfte Poletti vergehen, wenn er das Gutachten liest, das der *Weltwoche* vorliegt. Christoph

Mörgeli will die Expertise noch diese Woche, verbunden mit der Forderung nach einer internen Untersuchung des Falles, an SRF-Direktor Rudolf Matter übermitteln. Der auf Bilderkennung spezialisierte forensische Anthropologe Rösing, der an deutschen Gerichten ein gefragter Experte ist, baut auf eine Wissenschaft, die in den letzten Jahren revolutionäre Fortschritte gemacht hat – und deren Existenz den «Rundschau»-Zauberern offenbar nicht geläufig war, als sie die Silhouette von Dr. Anonymus ausstrahlten.

Die Identifizierung von Personen aufgrund von verzerrten, unscharfen oder schattenhaften Aufzeichnungen aus Überwachungs- und Verkehrskameras gehört heute zum kriminalistischen Alltagsgeschäft. Professor Rösing arbeitet mit Computerprogrammen, welche Bilder gleichsam in die dritte Dimension hochrechnen. Allein im Bereich von Kopf und Gesicht hat die Wissenschaft rund 250 Merkmale definiert, die sich, ähnlich wie ein Fingerabdruck oder eine DNA-Spur, aufgrund von statistischen Häufigkeiten mit einer mehr oder weniger hohen Wahrscheinlichkeit einer Person zuordnen lassen. Es ist eine Frage der Mathematik: Je grösser die Zahl der Treffer, desto wahrscheinlicher wird eine Übereinstimmung, bis ein Irrtum praktisch ausgeschlossen werden kann. Ebenso lässt sich eine Entsprechung aufgrund derselben Merkmale natürlich auch klar ausschliessen.

Im Fall der «Rundschau» glich der Gutachter die ausgestrahlten Schattenbilder mit qualitativ guten Fotos ab, die ein Pressefotograf vom Dentisten X in einem anderen Zusammenhang geschossen hatte, sowie mit Bildern eines Privatdetektivs. Rösing fand auf dem Schattenbild insgesamt 39, zum Teil sehr deutliche, seltene und markante Merkmale, die sich mit jenen auf den Vergleichsbildern decken: Körperhaltung, Schädelform, Nase, Stirn, Kinn, Lippen, Hals, Brustpartie, Oberschenkel und nicht zuletzt eine Hand, die einmal kurz im TV-Bild auftaucht. Brille und Frisur – Poletti orakelte in einem Interview, dass man diese «vielleicht» hätte verändern können – sind aus ebendiesem Grund für Rösing nur ein untergeordnetes Merkmal von vielen. Vor allem aber: Es gibt kein einziges Merkmal, das gegen die Übereinstimmung spricht.

Gemäss Rösing sind 39 Merkmale zwar, gemessen an normalen Kamerabildern, relativ wenig. Mit besseren Vergleichsbildern, die aber das Einverständnis von Dentist X voraussetzen würden, liesse sich die Untersuchung noch verfeinern. Die Übereinstimmung sei aber trotzdem hoch, an der Grenze zu «höchst wahrscheinlich», zumal die abgeglichenen Köpfe eher seltene Charakteristiken aufwiesen. Einmal mehr: Die «Rundschau» steht in der Pflicht, Klarheit zu schaffen.

Hier kommt allerdings noch ein Punkt hinzu, der im Gutachten gar nicht erwähnt wird: Wenn das von der «Rundschau» gezeigte

Schattenbild tatsächlich (was Poletti mehrfach versichert hat) zum zitierten Dr. Anonymus gehört – also zu einem männlichen Doktoranden, der eine sogenannte Transkription alter Schriften zu erledigen hatte und damit Mühe bekundete –, kommen aufgrund eines simplen Ausschlussverfahrens höchstens ein gutes Dutzend Kandidaten in Frage. Gemäss Mör-



**Lob für die Macher:** SRF-Chefredaktor Yanez.



**Pauschale Dementi:** «Rundschau»-Chef Poletti.

geli weist keiner von ihnen eine optische Ähnlichkeit mit Dentist X auf.

Die zentrale Frage ist und bleibt: Hat Dr. Anonymus die gravierenden Vorwürfe tatsächlich erhoben, die ihm «Rundschau»-Journalist Marc Meschenmoser in den Mund geschoben hat? Oder wurde seine Aussage verfälscht? Mit welcher Unverfrorenheit Meschenmoser Zitate kürzte und aus dem Zusammenhang riss, kurzum manipulierte, hat die *Weltwoche* im eingangs erwähnten Artikel am Beispiel einer aus Bulgarien stammenden Zahnärztin aufgezeigt. Ein weiteres Müsterchen hat der *Sonntagsblick* in seiner jüngsten Ausgabe nachgeliefert.

### Informationen wurden unterschlagen

So behauptete die «Rundschau» sinngemäss, Mörgeli habe die Doktorarbeiten kaum auf ihren Inhalt, sondern lediglich auf die Rechtschreibung geprüft, bevor er sie durchwinkte. Als vermeintlicher Beleg für diesen Vorwurf wurden zwei Sätze aus einem Schreiben Mörgelis an einen Doktoranden zitiert: «Ich kann nicht jedes Wort selbst korrigieren. Ich müsste Sie bitten, alle Texte sorgfältig zu überarbeiten.» Mörgeli sagt, er habe inzwischen eine Kopie des besagten Schreibens in seinen Akten gefunden. Interessant ist hier vor allem der Folgesatz, den die «Rundschau» unterschlägt: «Ich müsste Sie bitten, alle Texte sorgfältig zu

überarbeiten, sonst müssen wir das Dissertations-Projekt begraben.» Von Korrigieren und Durchwinken kann also keine Rede sein. Kurzum: Der Brief belegt im Kerngehalt just das Gegenteil von dem, was die «Rundschau» daraus gemacht hat.

Mit welchen Methoden die «Rundschau» arbeitet, zeigt schliesslich auch die in der *Schweiz am Sonntag* von Poletti angekündigte neue Zeugin, welche die «spektakuläre Wende» in den Fall bringen sollte. Es handle sich dabei um die pensionierte Lehrerin Elisabeth Braun. Diese soll die bereits erwähnte Bulgarin, die gemäss Aussagen ihres Anwaltes von der «Rundschau» falsch zitiert wurde, angeblich schwer belasten. Die Doktorandin habe, so Poletti, die Lehrerin sogar als «Ghostwriterin» anheuern wollen.

Interessant ist einmal mehr vor allem das, was Poletti und seine Gehilfen von der *Schweiz am Sonntag* zu erwähnen vergassen. Die 72-jährige Heilpädagogin Elisabeth Braun war lange Jahre Mitarbeiterin des SP-Parteiorgans *Volksrecht* und Vertreterin der SP in der Zürcher Sozialbehörde. Das ist nichts Schlechtes, aber diese Hintergrundinformation darf in einem politisch hoch aufgeladenen Fall nicht unerwähnt bleiben. Mit der Dissertation der Bulgarin hatte Braun, wie sie der *Weltwoche* bereitwillig erklärte, nur ganz am Rande zu tun, weil sie die Bulgarin als Korrektorin anheuern wollte. Dazu kam es aber gar nicht, weil man sich nicht handelseinig wurde.

Wohlverstanden: Ob die fragliche Dissertation den Ansprüchen genügt, darüber lässt sich streiten. Braun teilte der *Schweiz am Sonntag* schriftlich mit, dass sie das als Laie «nicht beurteilen» könne. Im Mailverkehr mit der Zeitung, den sie der *Weltwoche* freundlicherweise zur Verfügung stellte, deutet die betagte Rentnerin auch an, dass sie «wohl (altersbedingt?) zu plaudernd» in eine Sache hineingeraten sei, die ihr offensichtlich über den Kopf gewachsen ist. In Wirklichkeit habe sie «keine Ahnung, wie die Diss. schlussendlich entstanden» sei. Schliesslich habe sie auch nur einen kleinen Teil des Manuskriptes gesehen. Kurzum: Elisabeth Braun ist gar nicht in der Lage, etwas zur Klärung beizutragen – und sie hat dies der *Schweiz am Sonntag* auch offen und ehrlich kommuniziert.

Doch die Macher beim nationalen Monopolsender fühlen sich offensichtlich unangreifbar. So lobte SRF-Chefredaktor Diego Yanez am 26. Juni 2013 in einer von der Schweizerischen Depeschagentur (SDA) verbreiteten Meldung «die Berichterstattung über SVP-Nationalrat Christoph Mörgeli und seine Arbeit als «Doktorvater» als Beispiel für «unbequemen Recherchejournalismus», den man inskünftig ausbauen wolle. Yanez will so den seit Jahren anhaltenden Zuschauerschwund bei der «Rundschau» aufhalten. Immerhin bekennt sich der Chefredaktor damit zu seiner Mitverantwortung für den publizistischen Tiefschlag gegen Professor Mörgeli. ○



Ein Kopftuchverbot wird oft auch von Musliminnen als Erleichterung betrachtet.

## Aufstand gegen das Kopftuch

Nach dem vielkritisierten Bundesgerichtsurteil zugunsten zweier mazedonischer Kopftuchträgerinnen gehen in der Ostschweiz die Emotionen hoch. Der Widerstand gegen die Kopfbedeckungen wächst.

Von Rico Bandle

*«Die SchülerInnen besuchen sauber und anständig gekleidet die Schule. Der vertrauensvolle Umgang untereinander bedeutet, dass die Schule ohne Kopfbedeckung besucht wird. Aus diesem Grund ist das Tragen von Caps, Kopftüchern und Sonnenbrillen während der Schulzeit untersagt.»*  
(Aus der Schulordnung der Volksschulgemeinde Bürglen TG)

Noch immer ist das Verbot von Kopfbedeckungen im Elternmerkblatt «Schul-Abc» der Volksschule Bürglen festgehalten – durchgesetzt wird es allerdings seit Frühjahr 2011 nicht mehr: Zwei vierzehnjährige Mazedonierinnen reichten damals ein Gesuch ein, ihr Kopftuch aus religiösen Gründen während des Unterrichts tragen zu dürfen.

Das Gesuch durchlief sämtliche juristische Instanzen: Die Volksschulgemeinde lehnte es ab, das Erziehungsdepartement des Kantons

Thurgau ebenfalls, das kantonale Verwaltungsgericht gab wiederum den Schülerinnen recht. Letzte Woche schliesslich befand das Bundesgericht in Lausanne: Die Schulgemeinde war gar nicht ermächtigt, ein Kopftuchverbot zu erlassen. Der Passus im «Schul-Abc» ist seither definitiv Makulatur.

Der Fall Bürglen ist der zweite Kopftuchstreit innerhalb weniger Wochen, der für Schlagzeilen sorgt. Anfang Juni schickte ein Lehrer in Au-Heerbrugg SG zwei Schülerinnen nach Hause, die trotz eines Verbots mit Kopftuch in die Schule gekommen waren. Die Somalierinnen blieben in der Folge dem Unterricht fern. Nach einigen Tagen im Scheinwerferlicht der nationalen Medien gab die Schulbehörde nach, seither dürfen die Flüchtlingsmädchen wieder mit Kopftuch in das Klassenzimmer.

Das Bundesgericht vermied es im Fall Bürglen, ein Grundsatzurteil zu fällen. Der einstimmig gefasste Rechtspruch besagt nur, dass eine

Schulgemeinde nicht in Eigenregie eine dermassen tiefgreifende Regelung treffen darf. Theoretisch ist also ein Kopftuchverbot noch immer möglich, sofern ein formelles Gesetz dies explizit vorsieht. Theoretisch. Denn ein solches Gesetz könnte wieder angefochten werden. Und angesichts der bisherigen Bundesgerichtsentscheide ist davon auszugehen, dass die Richter die Religionsfreiheit bei der Kopftuchfrage stärker gewichten als die Bedenken von Lehrern und der Bevölkerung. Dies glaubt auch der Anwalt der zwei Bürgler Kopftuchträgerinnen, Nationalrat Daniel Vischer (Grüne). «Von den fünf Bundesrichtern, die beim Fall Bürglen entschieden haben, stehen gemäss meinen Beobachtungen vier einem generellen Kopftuchverbot kritisch gegenüber.» Selbst wenn sich die Zusammensetzung des Gerichts ändern sollte, stehen für ihn die Chancen «weit über 50 Prozent», dass eine künftige Beschwerde gegen das Kopftuchverbot Erfolg hätte.

Dass sich der Kopftuchstreit ausgerechnet in zwei Ostschweizer Gemeinden entfachte, ist kein Zufall: In jenem Landesteil ist der Widerstand gegen den Anpassungsdruck besonders gross. Der St. Galler Erziehungsrat unter Bildungsdirektor Stefan Kölliker (SVP) empfahl vor drei Jahren den Schulgemeinden des Kantons ganz offiziell, generell Kopfbedeckungen und somit auch Kopftücher zu verbieten. Mehrere Gemeinden passten in der Folge ihre Schulordnung an. Das neue Bundesgerichtsurteil ändere nichts an der Situation. «Wenn die Schulordnungen dem fakultativen Referendum unterstehen, so ist aus unserer Sicht die Forderung nach einem formellen Gesetz erfüllt und ein Kopfbedeckungsverbot statthaft», sagt Kölliker. Vischer will das nicht beurteilen. «Was als gesetzliche Grundlage ausreicht, ist unter Juristen umstritten.» Solche Detailfragen stehen für ihn nicht im Vordergrund. Er strebt vielmehr nach einem Grundsatzzurteil gegen Kopftuchverbote.

### Kopftuchträgerinnen machen andere fertig

Tatsächlich sollte in einem freien Land im Zweifelsfall die freiheitliche Lösung grundsätzlich dem Verbot vorgezogen werden. Doch ein Kopftuchverbot an einer Volksschule bedeutet nicht zwangsläufig eine Schikane oder einen fehlgeleiteten Assimilierungsversuch von islamophoben Spiessern, wie die Gegner das suggerieren. Selbst wenn die Mädchen das Kopftuch freiwillig tragen – was zumindest bei den jüngeren angezweifelt werden darf –, gibt es gute Gründe für ein Verbot. Der wichtigste ist der gegenseitige Druck unter den muslimischen Schülerinnen. An vielen Schulen wurden Verbote erst dann in Erwägung gezogen, als festgestellt wurde, dass Musliminnen ohne Kopftuch von Kopftuchträgerinnen drangsaliert wurden.

In der Schweiz sind es vor allem die Somalier, die schon kleine Mädchen mit einem Kopftuch ausstatten. Mehrere angefragte Lehrer aus der Region Zürich sprechen von einem enormen gegenseitigen Druck. «Nur sehr starke Mädchen können sich widersetzen», sagt einer von ihnen. Die Erfahrung an ausländischen Schulen zeigt: Ein Kopftuchverbot wird oft auch von Musliminnen als Erleichterung betrachtet, nur die besonders Radikalen opponieren. Ähnlich sieht das die Präsidentin des Forums für einen fortschrittlichen Islam, Saïda Keller-Messahli. Das Bundesgerichtsurteil bezeichnete sie als «gefährliches Zeichen», das ganz «im Sinne der fundamentalistischen Muslime» sei.

Ob es sinnvoll ist, die Gemeindeautonomie in einer solchen Frage einzuschränken, ist ohnehin zweifelhaft. Ein Schulleiter vor Ort kann die Situation auf dem Pausenplatz besser beurteilen als ein Richter in Lausanne. Eine allgemeingültige Lösung gibt es nicht: In Schulen, wo die Verantwortlichen kein Problem feststellen, muss auch nicht mit einem unnötigen Ver-

bot eingegriffen werden. Und wo ein Verbot als sinnvoll oder nötig erachtet wird, sollte ein Einschreiten nicht von oben untersagt werden.

### Betzwang für Kopftuchträgerinnen

Ein generelles Kopftuchverbot kann auch umgangen werden. Wil SG und Rorschach, zwei Ostschweizer Städte mit hohem Ausländeranteil, haben einen eigenen Umgang mit dem Problem gefunden. An den dortigen Schulen sind Kopftücher nur erlaubt, wenn die Schülerinnen tatsächlich religiöse Gründe geltend machen können und einen Tatbeweis dafür erbringen. Was konkret heisst: Sie müssen fünf Mal pro Tag beten. Die Schule stellt einen Raum zur Verfügung. Damit bleibt die Religionsfreiheit gewährleistet.

Der Betzwang zeigt Wirkung. Im letzten Jahr machte ein einziges Mädchen in Wil von dem Angebot Gebrauch, gab nach wenigen Wochen aber wieder auf. In Rorschach bestand in den letzten zehn Jahren niemand mehr auf einem Kopftuch. «Wenn Eltern ihre Mädchen mit Kopftuch in die Schule schicken, laden wir sie zu einem Gespräch ein und stellen ihnen unseren Standpunkt dar. Das funktionierte bisher immer», sagt der Rorschacher Schulpräsident Guido Etterlin (SP). Daniel Vischer hält auch dieses Vorgehen für unzulässig: «Die Schule ist nicht berechtigt, Tatbeweise für den Glauben zu verlangen.»

Die Bevormundung heizt den Widerstandswillen in vielen Gemeinden an. Im Kanton St. Gallen wurde kürzlich eine Volksinitiative für ein generelles Kopftuchverbot an Schulen lanciert. Und in Au-Heerbrugg, wo die zwei Somalierinnen nun wieder mit Kopftuch in die Schule gehen, sammelt die SVP Unterschriften gegen die Aufhebung des Kopftuchverbots. 220 Personen haben das Referendum bereits unterzeichnet, 180 Unterschriften fehlen noch. Seit dem Bundesgerichtsentscheid sei das Sammeln noch einfacher geworden, sagt der SVP-Ortspräsident Hansruedi Köppel.

Sollte das Referendum zustande kommen, erlebt die Schweiz spätestens im Frühjahr 2014 die erste Volksabstimmung über das Kopftuch – was die Gemeinde im St. Galler Rheintal wohl bis weit über die Landesgrenzen in den Fokus der Medienaufmerksamkeit rücken wird. Hansruedi Köppel rechnet mit einer Zustimmung von «mindestens 60 Prozent».

Falls sich die Somalierinnen dann erneut dem Reglement widersetzen und Beschwerde einreichen, wird das Bundesgericht nicht mehr um einen Grundsatzentscheid herumkommen. Würde Daniel Vischer die zwei Schülerinnen vertreten? «Ich bewerbe mich bestimmt nicht via Zeitung um ein Mandat. Aber wenn sie mich anfragen, dann werde ich mir das schon überlegen.» Dem Kräfteressen mit dem Volk kann er jedenfalls gelassen entgegensehen – schliesslich weiss er die Mehrheit der Bundesrichter auf seiner Seite. ○

# iPhone-App komplett überarbeitet.



Neu: mit  
Download!

Erhältlich im  
App Store

Die komplett neue App fürs iPhone. Als Abonnent/-in lesen Sie die Weltwoche bequem auch unterwegs. Neu: mit Autorensuche. Jetzt im App-Store für nur Fr. 5.– (einmaliger Download).

**DIE WELTWOCHEN**  
80 JAHRE QUALITÄT



# Nichts gewusst, nichts gesehen

FDP-Nationalrätin Doris Fiala steht am Pranger, weil sie in ihrer Masterarbeit abgeschrieben hat. Doch die ETH Zürich ist mitschuldig am Debakel: Den Gutachtern der Hochschule hätte auffallen müssen, dass Fialas Werk minimalsten Kriterien offensichtlich nicht genügt. Von Lucien Scherrer und Alex Reichmuth



Lausige Kontrolle: Doris Fiala, FDP-Nationalrätin.

Schwarzer Einband, silbrige Lettern, 214 Seiten: Doris Fialas Masterarbeit «Die schweizerische Migrationspolitik im Kontext der nationalen Sicherheit und globaler Zusammenhänge» kommt gewichtig daher. Doch das Werk der FDP-Nationalrätin ist zur Lachnummer geworden. Fiala hat seitenweise abgeschrieben, ohne dies mit Quellenangaben zu deklarieren.

Fiala wollte mit dieser Arbeit eigentlich ihre Weiterbildung zum Master of Advanced Studies (MAS) an der ETH Zürich abschliessen. Doch nun muss sie eine neue Arbeit schreiben, um den angestrebten Titel doch noch zu erhalten. Fiala sei «fahrlässig» vorgegangen und habe «die Regeln des wissenschaftlichen Arbeitens klar verletzt», teilte die Hochschule letzte Woche mit. Ihre Abschlussarbeit werde nachträglich für «nicht bestanden» erklärt.

Doch das «Fiasko für Fiala» (*Tele Züri*) ist auch ein «Fiasko ETH». Denn wer ihre Arbeit durchblättert, merkt schnell: Dieses Werk genügt wissenschaftlichen Standards nicht. Sie enthält ganze Kapitel ohne eine einzige Quellenangabe. So analysiert die Autorin über mehrere Seiten den «sicherheitspolitischen Faktor Neutralität der Schweiz». Der Leser muss fälschlicherweise davon ausgehen, dass sich Doris Fiala alles selber ausgedacht hat. Etwa, dass die Neutralität «für den multi-

ethnischen Kleinstaat» eine «erfolgreiche Sicherheitsstrategie» war, «um sich den dynastisch, konfessionell und später nationalistisch geprägten Kriegen in Europa zu entziehen und die innere Kohäsion zu wahren». An der Hochschule lernt jeder Student im ersten Semester, dass die Quellen, die solchen Schlüssen zugrunde liegen, angeführt werden müssen.

Zitiert Fiala ausnahmsweise doch, gibt sie in vielen Fällen keine Seitenzahlen an, oder sie verweist auf Internet-Sites wie Wikipedia. Beides gilt an Institutionen wie der ETH als unseriös und hätte den Prüfern sofort auffallen müssen. Ebenso, dass das Thema der Arbeit viel zu weit gefasst ist. Einerseits will Fiala klären, «inwiefern sich die Politikfelder Migration und Sicherheit tangieren und gegenseitig beeinflussen». Andererseits soll die Arbeit aufgrund von «Quervergleichen neuer Migrationstendenzen und Sicherheitsstrategien» Antworten auf die Frage geben, «wie strategisch in der Schweiz vorgegangen werden kann». Eine klar umrissene Fragestellung, die der Arbeit zu Grunde liegt, ist nicht erkennbar.

Sonderbar ist auch, dass Fiala auf dem Titelblatt darauf hinweist, dass sie nicht nur «Nationalrätin FDP», sondern auch «Mitglied der Schweizer Delegation des Europarates» ist. Solche Eitelkeiten sind im Wissenschaftsbetrieb tabu.

Wie ist es möglich, dass derart offensichtliche Mängel übersehen wurden? Abgenommen hat die Arbeit Andreas Wenger, Professor und Leiter der ETH-Abteilung «Center for Security Studies» – im Oktober 2010. Wenger will zu den Fragen der *Weltwoche* keine Stellung nehmen. Auch ETH-Rektor Lino Guzzella äussert sich nicht. Stattdessen weist ETH-Sprecherin Franziska Schmid darauf hin, dass ein MAS-Weiterbildungsprogramm «zu keinem akademischen Grad führt» und «nicht zu einem Doktorat berechtigt». Die Inhalte der Arbeiten hätten einen «starken Praxisbezug», und das widerspiegle sich auch in den Beurteilungskriterien. Tatsächlich ist ein Masterabschluss im Rahmen einer Weiterbildung einem regulären akademischen Mastertitel nicht gleichwertig. Aber er trägt das Gütesiegel der ETH – einer Institution, die viel auf ihren Ruf gibt und weltweit zu den Besten gehören will.

## «Grundsätzliches Problem»

Fialas Arbeit ist neben Wenger – auf Wunsch der Zürcherin selber – auch von Eduard Gnesa begutachtet worden, Sonderbotschafter beim Eidgenössischen Departement des Äusseren. Er stand der Nationalrätin als eine Art Coach zur Seite. «Ich habe nicht gewusst, dass auch für eine Weiterbildungsarbeit derart strenge Zitierregeln gelten», sagt er gegenüber der *Weltwoche*. Der eine Gutachter hat also nichts gewusst und der andere nichts gesehen.

Ist die lausige Kontrolle von Fialas Arbeit ein Einzelfall? Oder segnet die ETH im Bereich MAS systematisch Arbeiten ab, die von fragwürdigem Wert sind? Die Qualitätssicherung bei Weiterbildungen an den Hochschulen sei allgemein «sehr intransparent», sagt Rudolf Strahm (SP), Präsident des Schweizerischen Verbandes für Weiterbildung. «Wer liest die Arbeiten? Und wie genau?», fragt sich Strahm. Der Fall Fiala deutet auf ein grundsätzliches Problem hin.

Sich ein eigenes Bild zu machen, wie es in anderen Fällen um die Qualität steht, ist schwierig. Die Arbeiten sind nicht öffentlich. Jeder Autor entscheidet selber, ob er sein Werk herausgeben oder gar ins Internet stellen will, wie es Doris Fiala gemacht hat. Die *Weltwoche* hat versucht, mehrere Besucher des Studiengangs zu kontaktieren – wegen Ferienabwesenheiten allerdings vergeblich. Sicher ist: Die Bereitschaft, die eigene Arbeit von unabhängiger Seite nochmals begutachten zu lassen, ist nach dem Fall Fiala kaum gestiegen. ○

# Debatte für die Galerie

Avenir Suisse thematisiert in einer zaghaften Studie den Ausstieg aus dem Mindestkurs von Fr. 1.20. Fachleute sind verwundert, und die SNB nimmt das Papier «zur Kenntnis». An der Geldpolitik wird sich nichts ändern – Investoren verdienen am Mindestkurs. Von Florian Schwab

Vor einem Jahr löste es noch einen Aufschrei aus, wenn man sich öffentlich Gedanken über ein Ende der Kursuntergrenze von Fr. 1.20 pro Euro machte. Als der Schweizerische Gewerbeverband (SGV) in einem Papier die Wechselkursgrenze als befristet beschrieb, folgte ein mediales Gewitter. Sogar ein Bundesrat sah sich zu einem Ordnungsruf veranlasst: Er sei «sehr überrascht, dass sich Persönlichkeiten erlauben, öffentlich über diese für die Wirtschaft entscheidende Grenze zu diskutieren», sagte Johann Schneider-Ammann (FDP) damals. «Sie haben nicht das Recht, unser Land zu destabilisieren, indem sie öffentlich über diese Politik diskutieren.» Dabei hatte niemand den sofortigen Ausstieg gefordert.

Seither ist die Debatte um die Untergrenze tot. Nun versucht Avenir Suisse, sie wiederzubeleben. Letzte Woche veröffentlichte die Denkfabrik ein von ihren Volkswirten Alois Bischofberger und Rudolf Walser verfasstes Diskussionspapier. Sie erachten, wie ein Jahr zuvor die Ökonomen des SGV, die Wechselkursuntergrenze als «temporär». Deshalb werde «einmal der Zeitpunkt der Rückkehr zum gegenüber dem Euro flexiblen Frankenkurs kommen», schreibt Bischofberger auf Anfrage.

Das öffentliche Echo auf den Diskussionsbeitrag von Avenir Suisse ist im Gegensatz zu jenem von letztem Jahr äusserst verhalten. Die Schweizer Nationalbank SNB richtet aus, sie nehme das Papier «zur Kenntnis». Ein paar pflichtschuldige Zeitungsartikel analysieren die Studie, aber eine richtige Debatte will sich nicht mehr einstellen. Was ist nur geschehen, dass sich niemand mehr über das Thema aufregen mag?

Erstens hat Mario Draghi zwischenzeitlich die Märkte durch das Versprechen beruhigt, die Europäische Zentralbank (EZB) werde alles tun, um den Euro zu retten – die Zukunft der Währungsunion stand zuvor auf Messers Schneide.

Zweitens richtet Avenir Suisse seine Studie nicht explizit an die SNB, sondern bettet die 1.20-Diskussion in aufwendige Betrachtungen über die Risiken ein, welche die globale Tiefzinspolitik verursacht. Diese werde vom amerikanischen Federal Reserve (Fed) und von der EZB vorgegeben. Mit dieser Sorge sind Bischofberger und Walser nicht allein. Vor kurzem hat die Bank für Internationalen Zahlungsausgleich (BIZ) in Basel ähnliche Befürchtungen präsentiert. Das Fed und die EZB haben aber gerade wieder bekräftigt, dass sie kein Ende der

tiefen Zinsen einläuten werden. Da es nun eher unwahrscheinlich ist, dass sich das Fed und die EZB von Avenir Suisse umstimmen lassen, bleibt als Adressat des Diskussionspapiers nur die Schweizerische Nationalbank (SNB) übrig. Diese Ausstiegsthematik sei «eng mit der Frage nach dem Verzicht auf die temporäre Wechselkursuntergrenze von 1.20 Franken je Euro verbunden», schreiben die Autoren.

## Sofort neue Grenze bei 1.10 oder 0.90

Bei den Wirtschaftsverbänden begrüsst man den Wink von Avenir Suisse, laut dem die Wechselkursgrenze nicht für die Ewigkeit ist: Irgendwann wird die SNB sich von dieser Massnahme verabschieden. Hans-Ulrich Bigler (FDP), Präsident des Gewerbeverbands, meint heute selbstkritisch, man habe letztes Jahr dieselben Feststellungen «zum falschen Zeitpunkt» und in einem «Umfeld höchster Nervosität» veröffentlicht. Er hofft, dass die Schweizer Unternehmen im Bewusstsein handeln, dass der Mindestkurs «eine befristete Massnahme» sei. Auch Economiesuisse betont: «Ein Signal, dass die derzeitige Geldpolitik nicht für alle Zeiten beibehalten werden kann, ist folgerichtig.»

Für UBS-Chefökonom Andreas Höfert verbietet sich derzeit jedes Deuteln an der Kursuntergrenze. Die Euro-Krise sei noch nicht

vorbei. Sollte die SNB den Mindestkurs von Fr. 1.20 aufgeben, dann müsste sie schnell einen neuen Stopp bei 1.10 oder 0.90 einziehen, und dieser sei dann ungläubwürdig, denn «wer einmal aufgibt, dem traut man keine Standhaftigkeit mehr zu».

Auch Bischofberger und Walser gehen davon aus, dass die Euro-Zone «immer noch in einer schwierigen Lage» sei. Zum jetzigen Zeitpunkt seien daher Forderungen nach einem baldigen Ende der Wechselkursuntergrenze «nicht opportun».

Anders sieht es Bankenfachmann Martin Janssen. Bei einer erneuten Zuspitzung der Euro-Krise müsste die SNB wieder im grossen Stil Euros kaufen und Risiken eingehen.

Die Studie von Avenir Suisse sieht er als «das Gegenteil von furchtlos»: Die SNB müsse «möglichst schnell zurück zur Realität», und ein Zins von null und eine garantierte Wechselkursuntergrenze seien Gift für langfristige realwirtschaftliche Entscheidungen. «Jeder baut ein Haus, wenn es nichts kostet.» Zudem sei die Kursuntergrenze für Investoren eine ziemlich sichere Lizenz für eine Überrendite: Investoren können sich zu einem tiefen Zins in Schweizer Franken verschulden, das Geld in Euro wechseln, den höheren Euro-Zins kassieren und zum garantierten Kurs wieder zurückwechseln. Fr. 1.20 als Lizenz zum Gelddrucken. ○



Lizenz zum Gelddrucken: SNB-Vize Danthine, -Präsident Jordan, -Direktor Zurbrugg (v.l.).

# Die Gerichtshöfe der Moral

Im Kanon öffentlicher Entrüstung über angebliches Fehlverhalten werden schnell Karrieren vernichtet. Aus einem unschuldigen Pädagogen wird durch eine moderne Hexenjagd umgehend ein «Grüsel-Lehrer». Dabei kann sich schnell ändern, was als verwerflich gilt. *Von Allan Guggenbühl*

Herbst 2012 in einer Schule im Zürcher Oberland. Begonnen hat es harmlos: Am frühen Abend sass der etwas über dreissig Jahre alte Lehrer am Pult seines Schulzimmers und schaute Matheprüfungen durch. Neben ihm lag sein privater Laptop. Gedankenverloren surfte er im Internet. Er stiess auf die Seite eines Escort-Service. Eine dunkelhaarige Frau mit prallen Brüsten erschien auf dem Bildschirm. Die Frau gefiel ihm. Während er das Bild betrachtete, hörte er hinter sich ein Klackern und sah einen Schatten vor dem Fenster. Die Geräusche kamen ihm komisch vor, sehen konnte er niemand.

Zwei Wochen später die Überraschung: «Du verstehst, dass ich reagieren muss», teilt ihm die Schulleiterin mit. Zusammen mit einem Mitglied der Schulpflege hat sie ihn darüber informiert, dass eine Anklage gegen ihn laufe. Der Vorwurf ist happig; es geht um Verbreitung von Pornografie unter Minderjährigen. Die Anschuldigung werde seriös abgeklärt, garantiert die Schulpflegerin. Die Klage wurde von einer Gruppe Eltern eingereicht, nachdem eine Mutter ein Bild auf dem Handy ihrer Tochter entdeckt hatte: Man sieht den Lehrer am Pult im Klassenzimmer sitzen, das Bild einer nackten Frau im Computer betrachtend. «Wir haben die Polizei eingeschaltet. Vorläufig bist du vom Schulunterricht freigestellt!» Die Computer des Lehrers werden konfisziert.

## Klage eingestellt, Ruf ruiniert

Das Foto wurde heimlich von zwei Schülern mit dem Handy aufgenommen und anschliessend in den Whatsapp-Chat der Klasse gestellt. Der Lehrer war durch ein Fenster des Schulzimmers fotografiert worden. Eine Woche nach dem Gespräch mit der Schulleiterin besucht ein Reporter einer lokalen Fernsehstation die Schule. Die brisante Story: Lehrer verbreitet Porno. Der Bericht löst im Dorf Empörung aus. Man ist einer Meinung: «Grüsel-Lehrer sind untragbar!» Sofortmassnahmen werden gefordert, und es kommt zu einer Unterschriftensammlung für die Absetzung des Lehrers. An einem Informationsabend der Schule gehen die Emotionen hoch. Lauthals wird ein besserer Schutz der Schüler gefordert. Schulleitung und Schulpflege versuchen den Lehrer zu schützen. Schliesslich ist das Betrachten eines Bildes einer halbnackten Frau nicht verboten. Trotzdem gibt die Schulleitung nach. Der Lehrer wird suspendiert; muss wegziehen. Man hat ein Zeichen gesetzt.



*Die Vorwürfe sind brisant: sexuelle Übergriffe, Pornografie, Gewalt oder Mobbing.*

Einige Monate später wird die Klage eingestellt: Der Tatbestand der Verbreitung von Pornografie bestätigt sich nicht. Auf dem Laptop des Lehrers fand sich kein pornografisches Material. Die Rehabilitation macht sein Trauma nicht rückgängig. Sein Ruf ist ruiniert, er ist verbittert und kämpft mit einer Depression.

Lehrpersonen tragen eine grosse Verantwortung, und die Schüler und Schülerinnen befinden sich in einer sensiblen Lebensphase. Arbeitet man mit Kindern, muss man hohen ethischen Ansprüchen genügen. Problematisch sind jedoch Vorverurteilungen beim Auftreten eines Verdachts. Leider handelt es sich beim angeblichen Grusel-Lehrer nicht um einen Einzelfall. Verunglimpfungen von Personen im pädagogischen Umfeld oder Schülern aufgrund von Vermutungen und in der Öffentlichkeit kolportierten Halb- oder Unwahrheiten sind verbreitet, mit fatalen Folgen für die Betroffenen.

Die Vorfälle verlaufen nach einem ähnlichen Muster: Eine Bezugs- oder Fachperson vermutet aufgrund von Verhaltensmustern oder Hinweisen einen Übergriff: Ein Mädchen berichtet einer Lehrerin, ein Kollege drohe mit einem Amoklauf. Der Schüler wird von der Polizei abgeführt. Oder ein Mädchen beklagt sich bei einer Schulsozialarbeiterin, ihr Lehrer belästige sie mit unzüchtigen SMS. Die Person reagiert, bespricht sich mit anderen Eltern oder Fachkollegen. Sitzungen werden abgehalten, Behörden kontaktiert, es kommt zu einer Dramatisierung. Der Verdacht wird zum Vorfall. Vor allem Personen, die in der gleichen Institution oder Gemeinde arbeiten und sich flüchtig kennen, neigen dazu, in den Entrüstungssturm einzustimmen. Man solidarisiert sich mit den vermeintlichen Opfern, muss zeigen, dass man die Vorwürfe ernst nimmt. Der Vorfall wird zu einem Skandal, bevor er geklärt ist, und damit eine Story für die Medien. Je mehr das Drama seinen Lauf nimmt, desto schwieriger wird es, den Überblick zu bewahren. Eine Massnahme muss getroffen werden, bevor eine nüchterne Analyse stattgefunden hat; lieber eine zu viel als eine zu wenig. Nichtstun würde als feige und verantwortungslos gelten.

Die Vorwürfe sind brisant: sexuelle Übergriffe, Pornografie, Gewalt oder Mobbing. Moralische Entrüstung führt zu überschnellen Entscheiden: Ein bewährter Heimleiter wurde fristlos entlassen, weil eine junge Frau vier Jahre nach Heimaustritt behauptete, er habe sich beim Gutenachtsagen unzüchtig berührt. Der Vorfall wurde in einer Therapiestunde aufgedeckt. Erst viel später stellt er sich als Falschaussage heraus. Oder: Ein Turnlehrer wird bezichtigt, einen Jungen geschlagen zu haben. Die Schule erneuert auf Druck des Quartiers seinen Vertrag nicht. Viel später entpuppt sich der Vorwurf als haltlos. Gemeinsam ist diesen Vorfällen, dass die betreffenden Eltern, Behörden und zum Teil auch Fachpersonen in gutem Glauben handelten. Sie sassen

zusammen, trafen Abklärungen und waren überzeugt, das Richtige zu tun.

Zur Stärkung des inneren Zusammenhalts brauchen Gesellschaften periodisch emotionale Aufregungen. Man entsetzt sich über Jugendgewalt, Steuerhinterziehung oder Littering. Verwerfliches Handeln dringt so ins Bewusstsein. Die Aufregungen sind nur möglich, wenn Vorfälle geliefert werden. Sie bestätigen, dass Grenzziehungen notwendig sind. Dank der kollektiven Empörung und der Präsentation von Tätern verstehen wir uns gegenseitig und erneuern das Wir-Gefühl. Wir entsetzen uns über Fussballrowdys oder über Pitbulls, die Kinder zerfleischen. Einigkeit wird zelebriert, und im Gegensatz zu den Bösen fühlen wir uns integer.

### Verzicht auf die Körperstrafe

Was als verwerflich gilt, unterscheidet sich von Kultur zu Kultur. Während sich in europäischen Ländern Liebespaare in der Öffentlichkeit küssen dürfen, gilt dies in Japan als unschicklich. Körperliche Züchtigungen werden in vielen Ländern auch heute noch als normale Erziehungsmassnahme verstanden. Der Verzicht auf die Körperstrafe, wie es vor allem in europäischen Ländern propagiert wird, gilt als Degenerations- und Schwächezeichen. Tabus verschwinden, und andere werden neu aufgestellt. Niemand empfindet heute den vorehelichen Ge-

---

### Es geht nicht um Tatbestände, sondern um die Projektion des Bösen und Verwerflichen.

---

schlechtsverkehr oder Homosexualität als problematisch. Umgekehrt lösen rassistisches Gedankengut oder erotische Handlungen mit Kindern heute Empörung aus. Es werden nicht nur Massnahmen gefordert, sondern es wird bestimmt, wie man darüber denken soll (Thomas Sowell). Weicht der Andersdenkende vom Duktus der Entrüstung ab, macht er sich verdächtig.

Entrüstung über verwerfliches Verhalten vermittelt das Gefühl der moralischen Überlegenheit. Man versteht sich als Vertreter des Fortschritts. Tabus werden dann mit Verve verfochten, und natürlich wird universale Gültigkeit beansprucht. In Indien ist man davon überzeugt, dass arrangierte Ehen Liebesheiraten überlegen sind; die Scheidungszahlen im Westen sprächen eine deutliche Sprache, und ausserdem sei wissenschaftlich bewiesen, dass das Urteilsvermögen bei Verliebtheit stark eingeschränkt wird.

Damit der allgemeine Konsens erhalten bleibt, braucht es Disziplinierungsakte. In freiheitlichen Gesellschaften erfolgen diese weniger durch staatliche oder religiöse Instanzen, sondern sich mehr spontan und unbewusst; die Kollektivpsyche übernimmt die Führung. Disziplinierungsakte dienen der Stärkung der moralischen Standpunkte und

müssen periodisch inszeniert werden. Nachhaltig und lärmig muss an verbotene Zonen und tabuisierte Verhaltensweisen erinnert werden. Körperliche Züchtigungen sind nicht erlaubt oder sexuelle Anzüglichkeiten am Arbeitsplatz sind zu unterlassen. Dank Disziplinierungsakten laden wir uns mit Ich-Stärke auf und überzeugen uns gegenseitig von der Notwendigkeit des Tabus.

Eine solche Dynamik führte zur Aburteilung des «Grusel-Lehrers»: ein Glaubensgericht wie zu Zeiten der Inquisition. Es geht nicht um Tatbestände, sondern um die Projektion des Bösen und Verwerflichen. Um die eigene moralische Überlegenheit zu beweisen, muss jemand geopfert werden. Dank medialen Aburteilungen, oft auch angeheizt durch Meinungsäusserungen von selbsternannten Fachleuten, braucht es keine Gerichte. Manche Personen fühlen sich berechtigt, ein Urteil zu fällen, weil sie mal einen Kurs zum Thema absolviert haben oder sich aufgrund ihrer Profession zuständig fühlen, obwohl sie über wenig oder keine praktische Erfahrung im entsprechenden Gebiet verfügen. Der Vorfall ist eine Gelegenheit, den Einflussbereich des eigenen Standes auszuweiten.

Bei solchen Dynamiken drohen Untaten. Da sich der Denkhorizont einschränkt und andere Interessen dominieren, werden die eigenen Schattenmotive nicht erkannt. Vor allem im Namen der Nulltoleranz werden Massnahmen beschlossen, ohne dass man den eigenen Anteil und die Hintergründe abklärt. Man will der Schule «eins auswischen», ist sexuell frustriert oder will seinen Berufsstand legitimieren. Indem man sich einer kollektiven Hexenjagd anschliesst, kann man unbeschadet eigenen emotionalen Abfall loswerden und gilt erst noch als Held!

Solche Hexenjagden sind schwer zu erkennen, da sie sich der Rhetorik des Zeitgeistes bedienen. Der öffentliche Diskurs hat die Wahrnehmung verzerrt und die Angeschuldigten entmenschlicht. Kritisches Nachdenken muss jedoch möglich sein, um effektive Übergriffe von hysterisch aufgebauchten Mutmassungen zu unterscheiden. Dazu braucht es Menschen, die ausserhalb des öffentlichen Entrüstungskanons argumentieren.

Die Aktion «Kinder der Landstrasse» wurde damals von der Bevölkerung unterstützt und von der Pro Juventute im guten Glauben durchgeführt. Es ging schliesslich um den Schutz der Kinder. Es brauchte Jahre, bis man realisierte, welch grosses Leid man Kindern und alleinerziehenden Müttern zufügte. Ist die Hysterie abgeflacht und das Thema nicht mehr im Zentrum des öffentlichen Interesses, kann man genauer hinsehen und erkennt Fehlerurteile. Heute geht es nicht mehr um Verdingkinder oder Homosexualität, sondern um falsche Anschuldigungen bei körperlichen oder sexuellen Übergriffen. Wahrscheinlich dauert es jedoch noch Jahrzehnte, bis sich eine Bundesrätin für die heutigen Untaten entschuldigt. ○

# «Es bleibt das Versagen»

Konrad Hummler startet sein Comeback als wirtschaftspolitischer Kommentator. Was berechtigt ihn dazu, nachdem er die Bank Wegelin im Steuerstreit mit den USA an die Wand gefahren hat? Das harte Interview über ein aufwühlendes Stück Wirtschaftsgeschichte. Von Roger Köppel und Herbert Zimmermann (Bild)

Herr Hummler, Sie haben eben Ihr Comeback als Kommentator des Zeitgeschehens lanciert mit Ihrer neuen Publikation *Bergsicht*. Sie schreiben damit die Tradition Ihres früheren, international bekannten *Anlagekommentars* weiter. Mal ganz ehrlich: Was legitimiert Sie eigentlich noch zur Rolle des wirtschaftspolitischen Ratgebers und Bergführers, nachdem Sie die altehrwürdige Bank Wegelin an die Wand gefahren haben?

Um gleich beim Bild zu bleiben: Ich bin nach wie vor Berggänger, obschon ich bereits dreimal in höchst kritische, mitunter lebensgefährliche Situationen geraten bin. Wer nie kritische Situationen erlebt hat, kennt die Risiken der Berge nicht. Das Gleiche gilt für die Wirtschaft. Die besondere Lebens- und Krisenerfahrung legitimiert mich zur Rolle des Kommentators, der gewiss nicht unfehlbar und allwissend ist, aber doch aus fundiertem Erleben, praktischer Arbeitserfahrung und theoretischer Kenntnis heraus einen Beitrag zur Erhellung der Gegenwart liefern kann.

**Wäre es nach dem Absturz von Wegelin nicht besser zu schweigen?**

Man muss mich ja nicht lesen, wenn man nicht will. Ich habe fast anderthalb Jahre geschwiegen. Es war eine schmerzhaft lange Zeit, in der es viel zu sagen gegeben hätte. Ich schwieg allerdings nicht aus Selbstbeschränkung, sondern aus juristischen Gründen im Zusammenhang mit dem Verfahren in den USA. Dieses Schweigen war ein besonderes Exerzitium für mich.

**Was war Ihr entscheidender unternehmerischer Fehler?**

Der entscheidende Fehler passierte 1998. Es war die Affäre um die sogenannten nachrichtenlosen Vermögen. Ich zog daraus die falschen Schlüsse.

**Sie wurden leichtsinnig, obschon es Warnsignale gab?**

Die Bank Wegelin wurde damals einbezogen in die Untersuchung. Mit grosstem Aufwand mussten wir die Kundengeschichte vor, während und nach dem Zweiten Weltkrieg aufarbeiten. Es kam nichts Belastendes heraus, doch ich übersah das Entscheidende. Erstens: Die grosse Entschlossenheit der amerikanischen Seite – Regierung wie NGOs – war bereits erkennbar, aber ich leitete daraus nicht ab, dass sich so etwas in anderem Zusammen-

hang wiederholen könnte. Zweitens: Schon damals erfuhren wir, dass das eigene Land einer vom Ausland bedrängten Bank keine Hilfe leistet. Dies allerdings empfanden wir als historisch einzigartige Episode. Hier lag der Grundfehler.

**Auffällig bei Ihnen ist das Nebeneinander von Durchblick und Blindheit. In einem Ihrer bekanntesten Anlagekommentare warnten Sie vor imperialistischen Anmassungen der USA, dem Ausgreifen der Weltmacht. Der gleiche Konrad Hummler allerdings liess es zeitgleich zu, dass seine Bank die Tore öffnet für mutmassliche amerikanische Steuerdelinquenten. Es musste Ihnen doch bewusst gewesen sein, dass Sie genau damit den Zorn jener Supermacht heraufbeschwören könnten, vor der Sie so eindringlich gewarnt hatten. Wie erklären Sie sich diese frappante Missachtung eigener Erkenntnisse und Grundsätze?**

Der Anlagekommentar «Abschied von Amerika» bezog sich auf Wertschriften ausländischer Anleger auf dem amerikanischen Kapitalmarkt. Ausländischen Anlegern drohen latente Erbschaftssteuern im amerikanischen Finanzmarkt. Vor diesem Umstand warnte ich. Ich schrieb ausdrücklich nichts über oder gegen Geschäfte mit amerikanischen Kunden. Es liegt kein Widerspruch vor.

**Es war doch sehr fahrlässig, Kunden zu übernehmen, von denen Sie wussten, dass sie aus amerikanischer Sicht als toxisch galten. Sehenden Auges reizten Sie eine hochverschuldete, nach jedem Dollar lechzende Weltmacht, die längst zur Jagd blies auf alle mutmasslichen Steuerbetrüger und deren Helfer.**

Die Unterschätzung amerikanischer Machtmittel und strafrechtlicher Sanktionsmöglichkeiten war vorhanden, das streite ich keineswegs ab. Der Atlantik vermittelte einen trügerischen Abstand, den es tatsächlich nicht gab. Die Teilnahme einer Bank an dem von den USA betriebenen Dollar-Finanzsystem begründet de facto eine teilweise Unterwerfung unter das dortige Rechtssystem. Wir sahen damals auch nicht, dass allein eine amerikanische Klagedrohung ausreichen würde, um eine ausschliesslich schweizerische Bank ins Jenseits zu befördern.

**Darf man als Bankier Geschäfte machen, von denen man weiss, dass sie die Rechtsordnung eines befreundeten Rechtsstaats missachten?**

Wir haben uns stets auf den Rechtsstandpunkt gestellt: nach Schweizer Recht keine Regeln verletzt zu haben. Aber nach amerikanischem Recht haben wir falsch gehandelt. Wir haben als Bankiers sogenannte Rechtsarbitrage betrieben, wir haben die rechtlichen Differenzen zwischen der Schweiz und den USA zu geschäftlichen Zwecken ausgenützt.

**Muss sich eine Bank moralisch integer verhalten, oder muss sie sich nur ans Recht halten?**

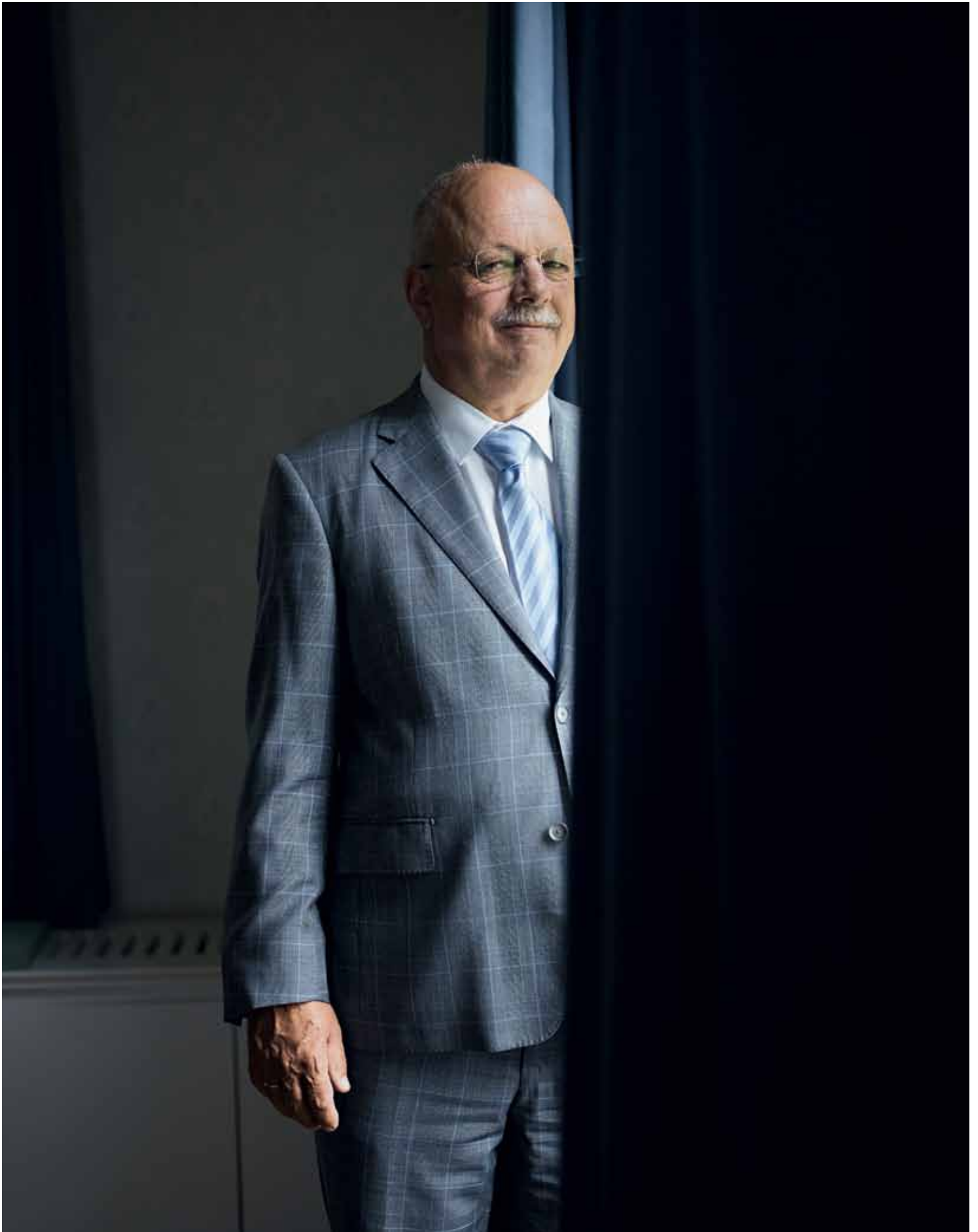
Heute ist der Bankier mehr verantwortlich dafür, dass der Kunde seine Steuern bezahlt, als es der Kunde selber ist. Bis vor kurzem war dies weder die rechtliche noch moralische Grundauffassung in der Schweiz. Man hätte diesen Wandel erkennen müssen.

**Sie sind ein Liberaler. Zum Liberalismus gehört die Achtung des Rechtsstaats, nicht nur des eigenen. Sie haben Geschäfte erlaubt, die gegen US-Recht verstossen. Verrieten Sie damit nicht Ihre eigenen liberalen Grundsätze?**

Dass sich eine schweizerische Bank, die hier beheimatet ist, am schweizerischen und nicht am amerikanischen Recht orientiert, können Sie ihr grundsätzlich nicht zum Vorwurf machen. Die Frage lautet vielmehr: Ist die Ausnützung von Unterschieden zwischen zwei Rechtssystemen legitim? Heute darf man feststellen: Es ist zumindest in höchstem Mass risikoreich. Wenn dann, wie in unserem Fall, die Rechtsarbitrage zusammenbricht und sich ein Staat dem Rechtsstandpunkt des anderen angleicht, bricht offensichtlich jede Rechtssicherheit zusammen, und man kann als Bank sehr übel erwischt werden, sogar rückwirkend.

**Sie wollten einfach schlauer sein als die Supermacht USA.**

Dies war nie ein Gedanke. Die moralische Eingrenzung lautete: Wir haben uns auf den Standpunkt gestellt, dass die Steuerpflicht das Steuersubjekt betrifft, also den Steuerpflichtigen. Die Depotstelle beziehungsweise die Bank hat in diesem Zusammenhang keine Rolle zu spielen. Das war bis vor kurzem das Rechtsverständnis in der Schweiz. Es hat sich dramatisch verändert. War nun die Hilfestellung der Schweiz, oder spezifischer: der schweizerischen Banken, diesen Steuerpflichtigen gegenüber moralisch verwerflich? Diese Frage wird in der Schweiz mittlerweile nach dem US-Rechts-



«Im Geröll gilt: Weitermarschieren ist sicherer als Stehenbleiben»: Ex-Bankier Hummler in St. Gallen.

standpunkt beurteilt. Und nach dieser amerikanischen Perspektive haben wir uns als Bank Wegelin schuldig gemacht. Genau so haben wir es vor dem US-Gericht auch gesagt.

**Nach allgemeinem Verständnis wird die Aufnahme von amerikanischen UBS-Kunden mitten im Steuerstreit durch Banken wie Wegelin und andere heute als monumentale Dummheit bezeichnet. War es eine monumentale Dummheit?**

Es war so legal wie die Übernahme anderer Kunden anderer Banken. Aber: Diese Sichtweise nach Schweizer Recht ist nicht mehr relevant. Selbst eine Bundesrätin äusserte sich ja dahingehend, dass es besonders abscheulich gewesen sei, was die Banken damals gemacht hätten – was, wie gesagt, nach Schweizer Recht vollkommen legal war.

**Ist alles, was Recht ist, auch in Ordnung?**

Wir haben uns vor dem US-Gericht in diesem Sinn als schuldig bekannt. Dem ist nichts hinzuzufügen. Ungeachtet dessen bleibt die Frage brisant: Werden künftig noch unterschiedliche Rechtssysteme toleriert? Oder geben die grossen Staaten den kleinen Staaten vor, nach welchen Regeln sie zu leben haben? Was in Saudi-Arabien oder in China verboten ist, ist heute in der Schweiz erlaubt. Hat die territoriale Sicht des Rechts noch eine Berechtigung? Oder gehen wir zurück in die Zeiten des Römischen Reichs, wo Bürger und Nichtbürger Roms rechtlich unterschiedlich behandelt wurden?

**Sie haben Steuerhinterziehung einmal als Notwehr des Bürgers gegen den Staat bezeichnet. War die Aufnahme amerikanischer Steuerflüchtlinge für Sie so etwas wie eine moralische Notwendigkeit?**

Ich habe damals anders argumentiert und würde heute anders argumentieren. In Bezug auf die existierende Steuerbelastung in den USA ist diese Argumentation nicht gerechtfertigt. Die USA sind ausserdem ein Rechtsstaat, in dem sich jeder für tiefere Steuern einsetzen kann. Steuerflucht ist dann legitim, wenn Enteignungen drohen. Dies sehe ich nicht für die USA, aber es war eine historische Erfahrung in anderen Staaten, vor allem auch in Europa. Die europäische Umgebung hat eine historische Mitverantwortung für die Existenz des Bankgeheimnisses. Ohne die staatlichen Enteignungen oder Vermögensvernichtungen durch politische Irrtümer in Europa wäre das Bankgeheimnis nie entstanden. Die europäische Angst vor Enteignungen ist berechtigt und historisch begründet. Ihre Folge war das schweizerische Bankkundengeheimnis.

**Umso verwerflicher war es demnach, dass Sie den amerikanischen Kunden beim Steuernverstecken geholfen haben.**

Deshalb legten wir das Schuldeingeständnis ab.

**Haben Sie eine Erklärung dafür, warum einem unbestritten intelligenten, ja brillanten Mann wie Ihnen solche Fehler passieren konnten?**

Letztlich wird der Mensch immer durch bestimmte Gläubigkeiten in die Irre geführt. In meinem Fall war es der Glaube an die Territorialität der Schweiz, an die Hoheit unseres Rechtsstaates auf seinem eigenen Gebiet.

**Sie haben den legalistischen Standpunkt auf Kosten der Realpolitik überschätzt.**

Ja. Es gibt eine Globalisierung von rechtlichen Standards, die wir unterschätzt haben und vermutlich allgemein immer noch unterschätzt wird. Wir sind in einer Phase der Harmonisierung von Recht, die sich rasant vollzieht. Dass diese Entwicklung stattfindet, hatte ich erkannt. Ich hielt es allerdings für undenkbar, dass man als Bank auch rückwirkend kriminalisiert werden kann – dass also das, was jetzt auf einem bestimmten Territorium legal ist, später für illegal erklärt werden kann. Hier liegt der Kern aller Fehler bei Wegelin.

**Sind Sie nicht ganz banal dem Glanz des Neugelds erlegen? Man hat in diesen US-Kunden wandelnde Tresore gesehen und wurde blind für alles andere.**

---

**«Ich glaubte an die Territorialität der Schweiz, an die Hoheit des Rechtsstaates auf seinem Gebiet.»**

---

Sicher: Wir haben wie Geschäftsleute gehandelt, die über Umsatz und Gewinn und Neugeld nachdachten. Wachstum ist für den Geschäftsmann primär etwas Gutes. Wer meint, er müsse Geschäftsleute dafür kritisieren, dass sie geschäftlich expandieren wollen, verkennt die Motive jeder wirtschaftlichen Tätigkeit.

**Wegelin war die Bank, die es immer etwas besser wusste als die Konkurrenz. Sie gaben sich als skeptische, vernünftige Bank, die nicht der Herde hinterherläuft. Und am Ende machte die Bank Wegelin genau das, wovor sie immer gewarnt hatte: schnelles Wachstum mit allen Konsequenzen in der Führung.**

Es ist ein legitimer Vorwurf aus dem Rückblick. Man kann es so interpretieren. Man könnte aber auch eine distanzierende Beurteilung vornehmen. Wir waren eben Teil einer Zeitenwende im Bankgeschäft und fielen einer Verkettung von Unglücksfaktoren anheim: Darunter sind Eigenfehler, aber auch äussere Gründe, Misgunst und Häme trugen dazu bei. Nicht wegzureden bleibt allerdings: Wie bei allen Bergunfällen, die ich selber erlebte, war auch im Fall Wegelin

ein Moment der Frivolität vorhanden, der Selbstüberschätzung jener, die den Unfall am Ende ausbaden mussten.

**Sie hielten sich nach Ihren geschäftlichen Erfolgen mit Wegelin und dem Aufstieg ins Präsidium des Verwaltungsrates der Neuen Zürcher Zeitung für unverwundbar.**

Nochmals: Verschiedene Gründe verursachten den Untergang der Bank, aber das Element der Hybris, der Selbstüberschätzung, der Frivolität – auch bei mir – kommt wie gesagt dazu. Es gab das Gefühl der Unverwundbarkeit, ich stand oft im Zentrum, und ich hatte sicher eine Hauptlast der nachfolgenden Häme zu tragen. Dies sind nun eben Situationen, die im Leben auszuhalten sind. Entscheidend ist, wie man aus der Sache herauskommt.

**Können Sie sich am Morgen im Spiegel in die Augen schauen?**

Ja. Wir sind niemand etwas schuldig geblieben, höchstens uns selber. Wir sind keine Bankier-Unternehmer mehr. Die Geschäftstätigkeit der Bank Wegelin gibt es nach wie vor – unter anderem Namen und anderer Eigentümerschaft zwar, aber immerhin. Es verlor kein Mitarbeiter die Stelle. Jeder Kunde konnte auf ordentliche Amts- und Rechtshilfverfahren zählen. Wir haben in den USA das Schuldbekenntnis abgegeben. Wir haben uns vor unsere Mitarbeiter gestellt und die Verantwortung für die Gesamttätigkeit der Bank übernommen. Wir haben den Bruttoertrag aus dem US-Geschäft abgeliefert, die mutmasslichen Steuern unserer US-Kunden und eine saftige Busse bezahlt. Das ist es.

**War es ein Fehler, gleichzeitig eine Bank zu führen und ein im Rampenlicht stehendes Zeitungshaus? Der Bankier muss diskret sein, der Zeitungsherausgeber steht in der Öffentlichkeit.**

Heute komme ich zum Schluss: Beides zusammen geht nicht.

**Sie erlagen Ihrem Drang zum Mikrofon, zur grossen Plattform.**

In unserem Fall war ein Teil des geschäftlichen Erfolgs der Bank auch eine Folge meiner publizistischen Tätigkeit. Das lange und nachhaltige Wachstum von Wegelin, zeitweise waren wir die erfolgreichste Bank, wäre ohne meine öffentliche Rolle wohl nicht denkbar gewesen. Möglicherweise war das NZZ-Präsidium eine Schraubendrehung zu viel. Vermutlich ist es besser, wenn sich die Exponenten des hochregulierten Bankgeschäfts in der Farblosigkeit der totalen Verschwiegenheit bewegen. Ich will nicht von Unterwürfigkeit sprechen, aber ein Bankier muss heute seine Äusserungen strengsten juristischen Vorprüfungen unterwerfen. Als VR-Präsident der NZZ wurde ich ein attraktives Opfer.

Ein Zeichen von Hybris waren aber auch Ihre kritischen Äusserungen über die NZZ, als Sie Präsident wurden. Sie beginnen den Anfängerfehler, sich öffentlich kritisch über einzelne Aspekte der Zeitung zu äussern. Damit desavouierten Sie den Chefredaktor. Zudem verunsicherten Sie durch Ihre Forschheit die Redaktion.

Den Chefredaktor desavouiert? Unsinn. Ich legte Spillmann lediglich dar, wie ich mir seine Leistung und diejenige der Redaktion vorstelle. Die Redaktion verunsichert? Ich brachte sie sogar teilweise gegen mich auf. Ein unbequemer Präsident. Sachlich bin ich eben anderer Meinung als sie. Ein Herausgeber, der keine klaren Vorstellungen von seinem Produkt hat, verfehlt sein Amt. Ich habe immer klargestellt, dass die unteilbare Verantwortung für den Inhalt beim Chefredaktor liegt. Allerdings ist es Pflicht des Herausgebers, auf bestimmte weltanschauliche Grundpfeiler hinzuweisen, weil sie von strategischer geschäftlicher Bedeutung und nicht zuletzt in den Statuten verankert sind. Hätte ich nicht mein geschäftliches Problem mit Wegelin gehabt, wäre gewiss noch eine intensivere Auseinandersetzung mit der NZZ-Redaktion entstanden.

**Ihre Tragik besteht darin, dass Sie intellektuell meistens richtig lagen, sich aber realpolitisch in unnötige Konflikte manövierten. Fehlt Ihnen der pragmatische Sinn für die Wirklichkeit?**

In Zeiten von Leser- und Inserateschwund kann es nicht die Aufgabe des NZZ-Verwaltungsrates sein, pragmatisch stillzusitzen. Es ist im Gegenteil gerade in dieser Zeit, die Verpflichtung des Verwaltungsrats, darauf hinzuweisen, wie das Produkt aussehen müsste.

**Leichtsinnig war auch, dass Sie sich wiederholt als pointierter EU-Kritiker und, bei einem grossen öffentlichen Auftritt, sogar die Rolle von Christoph Blocher positiv würdigten. Damit machten Sie sich das freisinnige, EU-freundliche, auf den Namen Blocher allergisch reagierende Umfeld im Hintergrund des NZZ-Verwaltungsrats zum Feind.**

Gibt es dieses freisinnige Kernmilieu, das Sie andeuten, noch? Die Frage wäre zu stellen. Wir müssen eher festhalten, dass es gerade kein bürgerliches Kernmilieu mehr gibt, sondern einen sichtbaren Orientierungsschwund in diesen Kreisen, der sicherlich zum Teil auch auf die Entwicklung der NZZ in den letzten Jahren zurückzuführen ist. Mir wäre es darum gegangen, der NZZ eine neue Chance zu eröffnen, eine veränderte Ausrichtung zu geben, um die ursprüngliche Idee der freisinnig-demokratischen Grundausrichtung neu zu etablieren. Ich dachte, es gebe eine Mög-

## Konrad Hummler

Er empfängt uns entspannt und bei guter Laune an seinem Arbeitsort in St. Gallen, wo er künftig das Beratungsunternehmen M1 AG führen wird ([www.m1ag.ch](http://www.m1ag.ch)). Im Rahmen dieser Tätigkeit wird Hummler auch die abonnierte Publikation *Bergsicht* herausgeben, die in der Tradition seines früher legendären *Anlagekommentars* bei der Bank Wegelin strategische Standortbestimmungen vornimmt.

Hummler wurde 1953 in St. Gallen geboren, studierte Rechts- und Wirtschaftswissenschaften, durchlief eine Bankkarriere und war unter anderem Assistent des SBG-Chefs Robert Holzach. Bekanntheit erlangte er später als unbeschränkt haftender Teilhaber der Privatbank Wegelin von 1991 bis heute. Die Bank war lange sehr erfolgreich, Hummler stieg als Publizist, Privatbankier und Verwaltungsrat (Präsidium NZZ) zu nationaler Berühmtheit auf.

Einen jähen Schnitt brachte die Zerschlagung von Wegelin als Folge einer Anklage durch die US-Behörden wegen mutmasslicher Steuerdelikte. Hummler trat aus den meisten seiner öffentlichen Ämter zurück. Jetzt startet er sein Comeback.

lichkeit, jenseits vieler für mich nicht nachvollziehbaren parteipolitischen Trennlinien zwischen FDP und SVP einen gemeinsamen Nenner zu finden, einen echten bürgerlichen Konsens. Bei allen Unterschiedlichkeiten ist das Schisma absurd. Es unterhöhlt den bürgerlichen Führungsanspruch in diesem Land und mithin auch die führende Position der NZZ.

**Sie haben die Quadratur des Kreises geschafft als Bankier aus der Peripherie, der plötzlich zum Shootingstar auch der politischen Schweiz auf der Plattform einer renommierten Zeitung aufstieg. Waren Sie am Ende überfordert?**

Die Tragödie vieler Leute besteht darin, dass sie die Quadratur des Kreises wagen müssen, weil sie sonst ihre Aufgabe als nicht erfüllt erachten würden. Gleichzeitig vergrössert der Erfolg die Absturzgefahr ebenso wie die Fallhöhe. Man kann daraus nicht den Rat ableiten, es nicht zu versuchen. Wenn man noch kann, muss man nach geübten Unfällen allerdings aufstehen und es nochmals probieren. Solange man lebt, sollte man sich selber gegenüber auch die Liberalität haben, sich einen Neuanfang zu erlauben.

**Wie gross war am ganzen Wegelin-Unheil in Prozent der Anteil Ihres persönlichen Versagens als Chef?**

Es gibt nur eine legitime Antwort: Es sind hundert Prozent. Sonst ist und war man

kein Chef. Daran ändert auch die solidarische Verantwortung der Teilhaber in der Personengesellschaft nichts. Verantwortung ist unteilbar, auch wenn mehrere dabei waren.

**In früheren Wortmeldungen waren Sie kritischer mit den schweizerischen Institutionen, die Ihnen hätten helfen sollen.**

Ich weigere mich, von der eigenen Verantwortung abzulenken. Selbst wenn es so gewesen und mehr politische Hilfe möglich gewesen wäre: Es bleibt das Versagen, auch diese Realität nicht rechtzeitig erkannt zu haben.

**Warum haben Sie bei Ihrem Schuldeingeständnis in den USA eigentlich noch alle anderen Schweizer Banken angeschwärzt? War das wirklich nötig?**

Es war eine Frage der intellektuellen Redlichkeit und der auferlegten Wahrheit vor Gericht. Wir mussten einen Eid ablegen und haben gesagt, wie die Dinge eben sind.

**Was ist Ihre entscheidende Lehre aus dem Ganzen?**

Während mehr als sechzig Jahren waren die Geschäfte, die Wegelin mit den US-Kunden getätigt hat, normal und üblich in der Schweiz. Dass dies vom Ausland toleriert wurde, hatte auch mit dem Kalten Krieg zu tun. Seit sich die Schweiz im Vakuum strategischer Bedeutungslosigkeit befindet, hat dieser Standpunkt an Bedeutung verloren. Es gibt auch zahlreiche andere Bereiche, die ins Rutschen geraten sind. Die Solidität von Staatsschuldnern, ganze Währungsblöcke, die Privatheit der Bürger ...

**Und wie lautet der wichtigste Rat, den Sie heute geben können?**

Es gibt keine Verlässlichkeiten. Eisberge lauern überall. Das Einzige, was zählt, sind ein paar wenige Freunde. Mehr nicht.

**Wenn Sie mit Distanz auf sich selber blicken: Worin unterscheidet sich der Konrad Hummler, der seinerzeit den *Anlagekommentar* geschrieben hat, von jenem Hummler, der heute seine *Bergsicht* publiziert?**

Hummler ist um ein paar Erfahrungen reicher geworden. Die Schärfe der Argumentation müsste dadurch eigentlich zunehmen.

**Welche Ihrer früheren Gewissheiten ist zertrümmert worden?**

Ich war immer schon Skeptiker. Wir bewegen uns in einer Geröllhalde und können jederzeit stolpern oder abrutschen. Im Geröll gilt: Weitermarschieren ist sicherer als Stehenbleiben. Diese Optik ist noch imperativer geworden.

**In *Bergsicht* schreiben Sie: «Wir glauben niemandem, wir trauen allen alles zu.» Hätten Sie den Satz vor sieben Jahren so schreiben können?**

Dieser Satz ist eine direkte Frucht meiner Erfahrungen. Er kommt mir vom Herzen. ○



# Kontrollierte Versenkung

Die Schweiz hat früher Atommüll ins Meer gekippt – wie andere Staaten auch. War das eine unverantwortliche Praxis, wie mehrere Fernsehberichte glauben machen wollen? Der Abfall stellte nie eine Gefahr für die Umwelt dar. *Von Alex Reichmuth*



«Alte Entsorgungssünden»: Greenpeace will verhindern, dass nuklearer Abfall ins Meer gekippt wird.

Es war eine gespenstische Szene, die die deutschen Fernsehsender ARD und Arte vor einigen Wochen zeigten. Vor der Linse einer Unterwasserkamera erschienen die Umrissformen von Metallfässern. Einige waren intakt, andere jedoch verrostet und teilweise zerfallen. Es waren Aufnahmen aus dem Ärmelkanal. Bei den Fässern handelte es sich um Atommüll, den Grossbritannien und Belgien einst hier versenkt hatten. Mehrere Zeitungen berichteten anschliessend über die angeblich skandalöse Entdeckung.

Auch die Schweizer TV-Sendung «Rundschau» griff das Thema auf und erinnerte in einem Beitrag an «alte Entsorgungssünden» der Schweiz. Diese habe jahrelang strahlenden Müll «einfach im Atlantik versenkt». Das sei «eine umstrittene, gefährliche Strategie» gewesen. Zu sehen gab es Aufnahmen aus den frühen 1980er Jahren, die zeigen, wie Green-

peace-Aktivisten in Schlauchbooten auf hoher See versuchen, den Abwurf von Atomfässern aus Entsorgungsschiffen zu verhindern.

Die Botschaft der Medienberichte war eindeutig: Die Versenkung von Atommüll im Meer erfolgte nach dem Prinzip «Aus den Augen, aus dem Sinn» und war völlig verantwortungslos. Mit den Bildern verrosteter Fässer sollte belegt werden, dass sich unter Wasser ein ökologisches Desaster abspielt.

## Was richtig war

Richtig an den Berichten war, dass es früher gängige Praxis war, radioaktiv belastetes Material im Ozean zu entsorgen. Zwischen 1946 und 1993 versenkten vierzehn Staaten (darunter die USA, die Sowjetunion, Grossbritannien, Frankreich, Deutschland und Neuseeland) insgesamt über 200 000 Fässer radioaktiven Inhalts, mit einem Gesamtgewicht

von über 100 000 Tonnen. Die Schweiz war an der Entsorgung stark beteiligt und liess total 7420 Fässer über Bord – von 1969 bis 1982, an drei Abwurfstellen im Nordostatlantik, 700 Kilometer von der nächsten Küste entfernt. Falsch war aber der vermittelte Eindruck, die Versenkungen seien unkoordiniert erfolgt, und der radioaktive Abfall gefährde nun die Gesundheit von Mensch und Umwelt.

Laut einem Bericht der Internationalen Atomenergieagentur (IAEA) von 1999 kippten die vierzehn beteiligten Staaten an insgesamt achtzig Stellen Atommüll ins Meer. Die grössten Mengen gelangten dabei im Nordostatlantik und im Arktischen Ozean ins Wasser, kleinere Mengen auch vor der Ostküste Nordamerikas, im Nordostpazifik und im Westpazifik. Es handelte sich dabei fast ausnahmslos um sogenannt schwach- und mittelaktive Abfälle, die in Beton oder Bitumen eingegossen

waren. (Einzig die Sowjetunion versenkte im arktischen Meer auch Reaktorteile mit abgebranntem Brennstoff, also hochradioaktivem Material.) Schwach- und mittelaktive Abfälle fallen nicht nur in Atomkraftwerken an, sondern auch in der Medizin (etwa bei der Krebstherapie), in der Industrie (zum Beispiel bei der Herstellung von Leuchtfarben oder Glühkathoden) und in der Forschung.

Die Abfälle, die die Schweiz im Jahr 1982 versenkte, stammten zum Beispiel nicht nur aus dem Betrieb von AKW, sondern zu 25 Prozent vom Eidgenössischen Institut für Reaktorforschung (heute Paul-Scherrer-Institut) und zu 14 Prozent aus der Medizin. Schwach- und mittelaktives Material ist weit weniger gefährlich als hochaktiver Abfall. Der unabhängige Kernphysiker Walter Rüegg schätzt, dass der Müll, den die Schweiz im Meer versenkt hat, durchschnittlich nur etwa zehnfach stärker radioaktiv war als Uranerz, wie es im Erdreich vorkommt.

### Starke Verdünnung im Meer

Fässer mit Atom Müll verrosteten im Meer allmählich. Das bedeutet aber nicht, dass diese Art der Entsorgung gefährlich war. Denn schwach- und mittelaktive Substanzen haben definitionsgemäss eine kurze Halbwertszeit und bauen sich im Lauf einiger Jahre stark ab. Was an radioaktivem Material übrigbleibt, kann zwar ins Meer austreten, verdünnt sich dabei aber sehr stark. Die Umwelt wäre nur dann bedroht, wenn sich die Radioaktivität in unzulässigem Mass erhöhen würde. Meerwasser enthält nämlich von Natur aus viele radioaktive Stoffe. So sind in einem Kubikmeter Wasser im Schnitt 3,3 Tonnen strahlendes Uran drin. Weiter kommen auch radioaktives Kalium, Radium, Thorium oder Polonium vor. Die Radioaktivität verschiedener Meeresregionen schwankt dabei von Natur aus beträchtlich. Gewisse Gebiete des Ozeans strahlen doppelt so stark wie andere.

Forschungsergebnisse bestätigen, dass die Radioaktivität, die von versenkten Abfällen stammt, im Vergleich zur natürlich vorkommenden Strahlung absolut vernachlässigbar ist. Weder Pflanzen noch Tiere, die im Meer leben, sind gefährdet. Auch für Menschen, die Meeresfrüchte essen, im Meerwasser baden, Meersalz konsumieren oder auf andere Art mit den Substanzen aus den Fässern in Berührung kommen könnten, besteht keine Gefahr. Der versenkte Abfall belastet den Ozean zudem auch viel weniger stark als die nuklearen Rückstände, die von Atomwaffentests der fünfziger und sechziger Jahre stammen.

Aufschlussreich sind etwa die Resultate eines Forschungsprojekts der Kernenergieagentur Nuclear Energy Agency (NEA) der OECD, das von 1980 bis 1995 lief. Dabei wurden vor allem die Versenkungsstätten im Nordostatlantik untersucht, wo auch die Schweiz Atom Müll

entsorgt hat. Die Wissenschaftler analysierten Wasser- und Sedimentproben sowie Meeresorganismen aus der Umgebung der abgeworfenen Fässer. Sie schätzten in Modellrechnungen ab, wie sich die strahlenden Substanzen verteilen und wie stark sie Mensch und Umwelt weltweit belasten können.

Die Forscher konnten an den Lagerstätten zwar radioaktive Stoffe aus den Fässern nachweisen. Die entsprechende Erhöhung der Radioaktivität war aber unbedeutend im Vergleich zur natürlichen Strahlung des Meerwassers. Die Wissenschaftler kamen auch zum Schluss, dass die maximal denkbare Belastung aufgrund des Abfalls im Nordostatlantik weniger als 0,002 Prozent der geltenden Grenzwerte erreicht. Mit anderen Worten: Auch wer regelmässig Fisch isst, der in der Nähe von versenktem Abfall gefangen wurde, nimmt höchstens zwei Hunderttausendstel jener Menge an Radioaktivität auf, die gesundheitlich noch unbedenklich ist.

Ähnlich lauten auch die wissenschaftlichen Resultate bei anderen Abwurfstellen. Amerikanische Untersuchungen im Nordostpazifik und Nordwestatlantik ergaben nur geringfügige Erhöhungen der Radioaktivität im Meerwasser, in Sedimenten und in Tiefseeorganismen. In der Karasee im arktischen Meer stellten norwegische und russische Forscher in

---

### Weder Pflanzen noch Tiere, die im Meer leben, sind gefährdet.

---

der Umgebung von versenktem Material ebenfalls nur unbedeutende Werte an radioaktivem Strontium oder Cäsium fest. Und Wissenschaftler aus Russland, Korea und Japan massen an den Versenkungsorten im Westpazifik zwar geringe Konzentrationen an strahlenden Stoffen aus künstlichen Quellen. Diese stammten aber fast ausschliesslich von den Atomwaffentests.

Auch Kernphysiker Rüegg ist überzeugt, dass die Auswirkungen des Atom Mülls im Ozean äusserst gering sind. Er macht einen Vergleich mit der radioaktiven Belastung von Heilwasser in Kurorten wie Ischia (Italien) oder Bad Gastein (Österreich), in dem aus gesundheitlichen Gründen gebadet wird. «Wenn die Schweizer Atom Müllfässer im Meer allmählich zerfallen, dürfte die Radioaktivität selbst in unmittelbarer Nähe der Fässer kaum jene des Heilwassers in solchen Kurorten erreichen.» Zu beachten sei auch, so Rüegg weiter, dass Meerwasser von Natur aus verschiedene Giftstoffe wie etwa Arsen enthalte. «Schon in einem Umkreis von einem Kilometer um die Versenkungsstätten herum hat es wesentlich mehr Gift im Wasser, als in allen Schweizer Fässern je drin war.»

Die Versenkung von Atomabfällen im Meer erfolgte koordiniert. Es gab internationale Richtlinien, an die sich die beteiligten Staaten halten mussten – namentlich von der NEA und der IAEA. 1975 trat zudem die Londoner Konvention in Kraft, ein internationales Abkommen zum Schutz des Ozeans, das auch die Versenkung von Atom Müll regelte. Die Konvention legte fest, wie viel Atom Müll die beteiligten Staaten an den verschiedenen Versenkungsorten maximal entsorgen durften. Die Einhaltung solcher Grenzwerte wurde regelmässig kontrolliert. Im Nordostatlantik, wo auch die Schweiz Abfälle versenkte, schöpften die beteiligten Staaten die vorgegebenen Limiten laut einem Bericht des Bundes aus dem Jahr 1984 nur zu wenigen Promillen aus.

### Die Schweiz verzichtet

Dennoch wurde der Druck, mit den Versenkungen aufzuhören, Anfang der achtziger Jahre immer grösser. Umweltorganisationen stellten die Entsorgung im Meer als skandalös hin. Insbesondere die Bilder von Greenpeace-Aktivist:innen, die in Schlauchbooten gegen den vermeintlichen Umweltschuldigen kämpften, schreckten die Öffentlichkeit auf. Schweizer Parlamentarier lancierten Vorstösse, um die Meer-Entsorgung zu stoppen.

1982 fand die letzte Versenkungsaktion der Schweiz statt. Ein Jahr später bereitete das Eidgenössische Institut für Reaktorforschung zwar nochmals eine Ladung an Fässern vor. Ein britisches Schiff sollte diese in den Nordostatlantik transportieren und dort entladen. Doch die britischen Seeleute boykottierten die Versenkungsaktion – der Abfall blieb in der Schweiz. Gleichzeitig verzichteten immer mehr Länder darauf, radioaktiven Abfall im Meer zu versenken. Der politische Widerstand war zu gross geworden.

Der Verzicht der Schweiz auf weitere Versenkungen erfolgte unter anderem darum, weil die Behörden Angst vor negativen Reaktionen aus dem Ausland hatten. Im erwähnten Bericht des Bundes von 1984 steht etwa, man müsse sich bewusst sein, «dass die Beteiligung der Schweiz an weiteren Versenkungsaktionen unserem internationalen umweltpolitischen Image schädlich sein dürfte». So war die Schweiz gezwungen, im aargauischen Würenlingen ein neues Zwischenlager zu bauen. Seit dem Ende der Versenkungen werden die schwach- und mittelaktiven Abfälle dort aufbewahrt.

Seit 1993 ist die Entsorgung von radioaktivem Material im Ozean international verboten. Wissenschaftliche Fakten, die dieses Verbot rechtfertigen, gibt es bis heute nicht. Im Meer landen aber nach wie vor weltweit grosse Mengen an Schwermetallen wie Quecksilber, Cadmium oder Blei im Ozean – Überreste der menschlichen Zivilisation, die um viele Grössenordnungen gefährlicher sind als alle Atomabfälle, die je versenkt wurden. ○



## Wo Köppel irrt

Die *Weltwoche* verteidigt mit überschlauen Pseudo-Argumenten die Weigerung des Bundesrats, sich bei der Umsetzung der Ausschaffungsinitiative an den Volkswillen zu halten. Eine Entgegnung.

Von *Christoph Blocher*

Im Jahre 2010 hiessen 52,3 Prozent der Stim-menden und zwanzig Kantone eine Volksinitiative gut, die verlangt, dass Ausländer, die wegen explizit genannter Gewaltdelikte rechtskräftig verurteilt wurden, automatisch das Aufenthaltsrecht in der Schweiz verlieren. Und dies unabhängig von der Höhe der verhängten Strafe.

Am gleichen Abstimmungssonntag wurde ein Gegenvorschlag abgelehnt, der für die Ausweisung einerseits Mindeststrafen verlangte und andererseits die Ausweisung dem Ermessen der Gerichte überlassen wollte.

Damit war die Sache entschieden, und Gesetzgeber und Gerichte haben jetzt danach zu handeln – würde man meinen. Doch weit gefehlt. Weder der Bundesrat mit seinem Gesetzesvorschlag noch das Bundesgericht wollen sich daran halten. Und selbst der doch sonst so kritische Roger Köppel heisst dies mit allerlei sophistischen Winkelzügen gut (*Weltwoche* Nr. 27/13, S. 26).

### Bundesverfassung missachten

Was geschah denn vor kurzem? Der Bundesrat legte dem Parlament eine Botschaft für ein Ausschaffungsgesetz vor, die dem Verfassungsauftrag in keiner Weise entspricht. Sein Gesetzesvorschlag orientiert sich pikanterweise genau am deutlich abgelehnten Gegenvorschlag. Doch das hindert Köppel nicht, festzustellen, der bundesrätliche Weg folge «einfach brav der Verfassung», weil sich diese in dem Punkt durch einen Widerspruch auszeichne.

Widersprüche lassen sich auf verschiedene Art und Weise beseitigen. Dem herrschenden Ungeist entsprechend, streicht die Verwaltung nicht nur den von Volk und Ständen ausdrücklich geforderten Automatismus, sondern setzt auch eine abgelehnte Mindeststrafe voraus. Allein durch die Erfordernis der Mindeststrafe würden laut einer vom Eidgenössischen Justiz- und Polizeidepartement eingesetzten Arbeitsgruppe 84 Prozent der Strafurteile nicht erfasst. Damit ist die angenommene Volksinitiative wirkungslos.

Der Bundesrat beruft sich auf die «persönlichen Rechte, die von internationalen Menschenrechtsgarantien geschützt werden». Den Willen von Volk und Ständen übersieht er, blindlings. Wenn Köppel meint, der Bundesrat könne nicht anders handeln, irrt er. Vielmehr könnte der Bundesrat den Artikel erfüllen, wenn er nur wollte. Vorangegangen war diesem Vorschlag etwas Einmaliges: Das Bundesgericht machte in

einem konkreten Fall, bei dem es die direkte Anwendbarkeit des Ausschaffungsartikels zu beurteilen hatte, einen Exkurs in Hinblick auf die anstehende Umsetzung dieses Artikels durch den Gesetzgeber (Bundesgerichtsurteil 2C—828/2001 vom 12. Oktober 2012). Das Bundesgericht kam dabei zum Schluss, dass die Europäische Menschenrechtskonvention (EMRK) und die Rechtsprechung des Europäischen Gerichtshofs für Menschenrechte (EGMR) Vorrang gegenüber der schweizerischen Bundesverfassung hätten. Dabei macht das Bundesgericht



Des schwarzen Schafes Kern.

keinen Unterschied, ob es sich um zwingendes oder nicht zwingendes Völkerrecht handelt.

Und hier liegt die zweite grosse Problematik. Die Bundesverfassung stellt nämlich in Art. 190 – wie Köppel treffend feststellt – Bundesgesetze und Völkerrecht auf die gleiche Stufe: «Bundesgesetze und Völkerrecht sind für das Bundesgericht und die anderen rechtsanwendenden Behörden massgebend.» Verhältnis und Rangordnung sind damit nicht geklärt. Es kann zu Konflikten kommen, welche zu lösen sind. Dies ist nichts Neues. Das Bundesgericht hat dies bisher auf unterschiedliche Art und Weise getan, zum Beispiel, indem es den Vorrang des Bundes-

gesetzes anerkannt hat, wenn der Gesetzgeber bewusst von einem Staatsvertrag abweichen wollte. Neu ist indes, dass das Bundesgericht den Vorrang jeglichen Völkerrechts über Verfassung und Gesetze proklamiert. Neu ist auch, dass das Bundesgericht – also die Judikative – auf einen unmittelbar anstehenden Gesetzgebungsprozess direkt Einfluss nimmt und sich so quasi zum Gesetzgeber – zur Legislative – macht. Die Gewaltentrennung wird gründlich missachtet.

Das Konfliktpotenzial zwischen Landesrecht und Völkerrecht schien bisher überschaubar und eine sinnvolle Güterabwägung durchaus möglich. Die bisherige Respektierung des Gesetzgebers durch das Bundesgericht wird nun fallengelassen. Auch dass das Bundesgericht bedenkenlos die EMRK, die nicht einmal den Rang eines Bundesgesetzes hat und darum auch nicht dem Referendum unterstellt worden war, über die Verfassung stellt, ist bedenklich.

Erstaunlicherweise begrüsst Köppel dies unter Berufung auf den Grundsatz «pacta sunt servanda» (Verträge sind einzuhalten). Wie wenn dieser Grundsatz nicht für Verfassung und Gesetz auch gelten würde. Es kommt noch schlimmer, weil man beginnt, Verträge abzuschliessen, die sich dynamisch entwickeln, wie dies beispielsweise die Konzeption des Bundesrates für die Lösung institutioneller Fragen mit der EU vorsieht.

Spätestens hier sollte jedermann klarwerden, dass das demokratisch legitimierte Landesrecht – diese schweizerische Besonderheit von unvergleichbarem Wert – so ausgehebelt werden soll. Die Tendenz ist eindeutig und politisch – nicht rechtlich – begründet: Staatsgewalten (Parlament, Regierung und nun auch das Bundesgericht) wollen fremdes Recht über das Landesrecht stellen.

Doch wie bringt man verfassungswidrige Behörden zur Vernunft? Der klare Grundsatz, Landesrecht bricht internationales Recht oder Schweizer Recht vor fremdem Recht, muss unzweifelhaft in die Verfassung. Ausnahmen dürften allenfalls durch klar umschriebenes, zwingendes Völkerrecht ermöglicht werden. Angesichts der zunehmenden, gravierenden Ausschaltung des Souveräns durch die gewählte Obrigkeit wird die SVP demnächst mit konkreten Vorschlägen an die Öffentlichkeit treten.

Dr. Christoph Blocher, Unternehmer, SVP-Nationalrat, war von 2004 bis 2007 Vorsteher des Eidgenössischen Justiz- und Polizeidepartements.



1974

## Politische Saisonarbeiter

**Kommt das Berufsparlament? Die Zukunft des Parlamentes soll eine Parlamentarierkommission ergründen, die am Samstag dieser Woche ihre erste Sitzung abhält. Es geht um den Versuch, das überlastete Milizparlament zu retten.**

Die Gewichtsverschiebung zwischen Parlament und Bundesrat laufe dem verfassungsmässigen Konzept des schweizerischen Staatsaufbaues «stracks zuwider», warnte Nationalratspräsident Anton Muheim bei seinem Amtsantritt die Ratskollegen. Denn: Es könne nicht bestritten werden, dass «die eidgenössischen Räte ihre staatsrechtliche Vorrangstellung gegenüber der Regierung zum grossen Teil eingebüsst haben». Staatsrechtsprofessor Kurt Eichenberger diagnostizierte die Leiden des helvetischen Milizparlamentes als «Zeitnot», «Sachkundenot» und «Bewertungsnot», und der Politologe Leonhard Neidhart sieht die Amateurparlamentarier «zu einer Schnellberatung derjenigen Tagesordnung verurteilt», die ihnen die Regierung auf den Tisch legt. «Natürlich ist man zeitweise am Ende der Kräfte», seufzt auch Nationalrat Erwin Akeret, Präsident der Parlamentarischen Studienkommission, die nun nach Rettung für das Milizparlament suchen soll. Allerdings nimmt er die Vorwürfe der Wissenschaftler nicht unwidersprochen hin. «Wir haben immer wieder Vorlagen des Bundesrates stark umgebaut», verteidigt der Zürcher SVP-Mann die beiden Kammern.

Dass auch Kernfragen einer Parlamentsreform sachkundig und zielstrebig anzugehen seien, forderte vor gut zwei Jahren der Aargauer Jurist und CVP-Nationalrat Julius Binder. Denn trotz Dokumentationsdienst und Fraktionssekretariaten seien die Volksvertreter in Bern «immer noch die relativ wenig informierten, die gehetzten, ewig überlasteten, mit wenig politischer Gestaltungskraft». Binder, der sich entschieden zum Milizparlament bekennt, verlangte deshalb «eine vorurteilslose Untersuchung über die Voraussetzungen, Auswirkungen, Vor- und Nachteile eines Überganges zum Berufsparlament». Seine Motion, vom Nationalrat diskussionslos überwiesen, scheiterte am Ständerat. Der heilen Parlamentswelt im «Stöckli» sicher, sahen die Ständesherren in ihr eine Kaprizierung auf «Untersuchungen über politische Utopien» und sprachen ihr Nein mit 29 gegen 3 Stimmen.

Binder, immer noch überzeugt, «dass wir unausweichlich auf das Berufsparlament zusteuern, wenn wir nicht endlich die Kraft aufbringen, eine weitreichende und fundamentale Parlamentsreform einzuleiten», ersuchte

nun den Nationalrat, selber eine Studiengruppe zu bilden, welche die Vor- und Nachteile des Miliz- und Berufsparlamentes darstellen und Reformvorschläge machen soll. Der Ständerat lehnte ein gleichlautendes Postulat des Nidwaldners Eduard Amstad zwar ab, macht nun aber doch mit sechs Mitgliedern in der 17köpfigen Kommission mit.

Um die Überlastung der eidgenössischen Räte zu mildern, die als politische Saisonarbeiter rund sechs Monate im Jahr bei Rats- und Kommissionssitzungen in Bern verbringen und da-



«Sachkundenot»: Nationalratssaal in den 70ern.

neben, «meist am Wochenende» (Akeret), ihren privaten Beruf ausüben, wurde einiges getan. Das Sekretariat der Bundesversammlung wurde ausgebaut, ein Dokumentationsdienst aufgezogen, den ständigen Kommissionen Sekretäre gegeben. Gleichzeitig wurde versucht, den Betrieb im Nationalrat zu rationalisieren. Schriftliche Behandlung der Flut an Motionen, Postulaten und Interpellationen sowie Redezeitverkürzungen sind die Stichworte. Vor einiger Zeit erhöhte Taggelder schliesslich sollen den Volksvertretern ihre Mühen besser lohnen. Doch: «Zeit kann uns niemand geben», sagt Akeret.

«Was in Sachen Zeitersparnis getan werden kann, wurde getan», meint Parlamentsgeneralsekretär Alois Pfister. Auch von Kompetenzabtretungen verspricht er sich nicht viel, denn was die Räte delegieren könnten, nimmt ihnen auch nicht viel Zeit weg. «Man muss schon tiefer schürfen», folgert Pfister. Nur von einer grundlegenden Reform seiner Einrichtungen und Methoden erwartet auch Ratspräsident Muheim eine Stärkung der Legislative. Denn sie arbeitet «im wesentlichen noch unter den gleichen Bedingungen und mit den gleichen Mitteln wie im letzten Jahrhundert», obwohl seither durch den Übergang vom Rechtsstaat zum Sozial- und Leistungsstaat die Aufgaben des Bundes gewaltig angewachsen sind.

### Trägheit der Masse

Die Kommission «Zukunft des Parlaments» wird selber entscheiden, wie tief sie schürfen will. Der Problemkatalog, den ihr Pfister zusammengestellt hat, ist jedenfalls sehr umfangreich. Kaum umgehen können wird die Kommission Akeret den Vergleich der verfassungsmässigen mit der tatsächlichen Stellung des Parlaments. Daneben stellen sich die Probleme des einzelnen Parlamentariers: Wie kann ihm ermöglicht werden, sich auch ausserhalb seiner Spezialgebiete eine fundierte Meinung zu bilden? Heute führt, so Akeret, die Überlastung des einzelnen oft zu einer gewissen Trägheit der «Masse», gegen die eine berechtigte Opposition nicht ankommt. So werden auch allzu regierungstreue Entscheide begünstigt.

Ein Ausweg könnte in einer längerfristigen und grundsätzlicheren Gesetzgebung gesucht werden. Allerdings prallt der Versuch gegen die Referendumsdemokratie, die provisorische Beschlüsse – zum Beispiel in der Finanzordnung – fördert. Zur Diskussion gestellt werden könnten auch die wuchernden Vernehmlassungsverfahren, durch die laut Ständerat Hans Munz «die Stellung des Parlaments in vielen Fällen präjudiziert wird».

An Stoff zum Nachdenken wird es den elf National- und sechs Ständeräten nicht mangeln. Dass sie an einem Samstag zur ersten Sitzung nach Bern reisen, zeigt nach Ansicht von Präsident Akeret, «dass der Wille vorhanden ist, intensiv zu arbeiten».

Dieser Text von Ursula Zenger erschien am 14. August 1974.

# Ihre Mundwinkel der Macht

Die legendäre Tennisspielerin Martina Hingis wird wegen Männergeschichten derzeit durch kleinkarierte Boulevard-Schlagzeilen geschleift. Man kapiert den unheimlichen Sex-Appeal dieser bemerkenswerten Frau nicht. *Von Tom Kummer*

Die Lippen zittern, die Augen wirken verheult, doch die volle Wahrheit erzählt einmal mehr der Mund der Martina Hingis: 7. August 2007, J.P. Morgan Chase Open in Los Angeles. Es ist Martinas drittletztes Turnier, es steht 4:5 im dritten Satz, vierter Matchball für die Inderin Sania Mirza, WTA-Nummer 30.

Die Stille auf dem Center Court ist jetzt gespannt. Ein paar Wolken ziehen in Richtung Pazifik, ein Mädchen, das Lindsay Lohan gleicht, legt ihr iPhone weg. Ein L.A. Rapper, vermutlich Ice-T, beugt sich nach vorne. Aber da ist mehr! Da ist sie wieder, die Stimme! Diese verdammte Stimme im Kopf. Martina Hingis verzieht ihre Mundwinkel und blickt verzweifelt Richtung Himmel. Während ihrer ganzen Karriere hat sie immer wieder versucht, diese Stimme zum Schweigen zu bringen. Doch sie ist immer noch da. Auch jetzt, am Ende ihrer Laufbahn.

## Wie damals vielleicht mit Sharon Stone

Es ist die Stimme einer Überdosis: Überdosis Talent, Überdosis Mutter, Überdosis Sehnsucht, Überdosis Schweiz – die Liste ist lang. Martina will die Stimme nicht enttäuschen. Das ist ihr Geheimnis als Siegerin. Nichts schmerzt mehr, als diese Stimme zu enttäuschen. Es ist eine Stimme, die vielleicht ihrer Mutter Melanie gleicht oder einem unbekanntem Mann in der Tiefe des Raums. Aber an jenem 7. August 2007 ist Martina diese Stimme endgültig scheissegal. Ihr Matchball-Return landet im Netz. Alles aus. Vorbei. Martinas Lippen zittern, ihre Augen wirken verheult, aber ihr Mund wird zur wichtigsten Sache der Welt: frech, schlampig, anziehend und mit dieser fast fröhlichen Gemeinheit in den Mundwinkeln, wie beim perfekten Stoppball. Ein Mund, so verdammt schön herablassend wie jetzt beim Handshaking am Netz nach der verlorenen Schlacht.

Es gibt nichts Aufregenderes als Martinas Wut bei Widerstand. Wenn sich die Welt plötzlich gegen sie wendet – wie damals im Final von Roland-Garros gegen Steffi Graf, als sie auf die gegnerische Seite läuft und einen Ballabdruck höchstpersönlich markiert. Und dazu diesen Mund macht: ja, genau so! Wie gerne würde ich jetzt Martina etwas Schönes, Geiles in diesen Mund legen. Seele tauschen, Hirnkamera auswechseln – für nicht viel länger als eine *Magazin*-Story, wie damals vielleicht mit Sharon Stone, Pamela Anderson, Courtney Love, Madonna oder Gwyneth Paltrow. Kein



«Baby, geh auf Nummer sicher»: Tennis-Star Hingis, an einem Schauturnier 2013.

Frauenversteh-Bullshit, einfach auf dieses herablassende Grinsen aufspringen, das ihren Mund umspielt und das Martina Hingis immer dann so reflexartig aufsetzt, wenn irgend etwas gegen sie läuft.

Schliesslich geht es hier nicht bloss um die inneren Werte eines Ausnahmemenschen, vollgedröhnt mit dieser Überdosis Wunderkind, sondern auch um Philosophie, Medien und Öffentlichkeit: Könnte ich sie interviewen, würde ich Martina illusionslos über das Leben auf den Center Courts erzählen lassen, das vielleicht ein bisschen wie Pornografie ist, nie authentisch und doch eindeutig, wie das Leben, die Liebe, die Enttäuschungen, die wir womöglich alle irgendwie kennen. Was bedeuten da schon zwölf Männer in zehn Jahren? Nichts! Es gibt Sieger und Verlierer und Millionen sogenannter Zeugen einer Pseudowirklichkeit. Und wie gerne würde ich ihr jetzt einige Sätze aus Jean-Paul Sartres Theorie des «Blicks» in den Mund legen, wie dieser Blick der anderen uns festlegen, beschneiden und limitieren kann. Und wie wichtig es sei, diesem Blick und den damit einhergehenden Vorurteilen und Stereotypen möglichst wenig Macht zu geben, ihnen etwas entgegenzusetzen – einen solchen inneren Monolog hätte ich gerne über Martina Hingis geschrieben. Weil Martina momentan für das Volk die aufregendste Projektionsfläche für niedrige Instinkte präsentiert – und weil ich sie eigentlich aus ganz anderen Gründen sehr gerne mag.

Aber damit ist jetzt Schluss. Alles ist anders!

Der Matchball in Martinas drittletztem Turnier gleicht Millionen anderer Ballwechsel in ihrer legendären Karriere. Alles, was sie immer und immer wieder gehört hat, ist das Echo ihres Schlages und dann jedes weiteren Schlages: klack, klack, klack, klack. Der Himmel über Los Angeles sitzt jetzt fest an seinem Ort, verschwommen, überbelichtet und regungslos. In der VIP-Lounge des Home Depot Center in Carson sitzen Leute, Dennis Rodman, Jennifer Capriati, Larry King und neurotische Püppchen, die ein bisschen auf Christina Aguilera machen, total nett, eigentlich ist hier niemand besonders an Tennis interessiert. Doch jetzt bestaunen sie alle das Ende eines grossen Champions. Sie lieben Martinas Wutanfälle, ihr Lächeln, ihre Lippen. Hat jemals eine Nummer eins der Welt verächtlicher, herablassender, frecher und aufregender gegrinst – in Betracht der Niederlage?

Vielleicht spüren sie es alle instinktiv: Hier spielt eine Frau mit einer Überdosis! Einer Überdosis Sehnsucht, Bewunderung, Leistungsdruck, Einsamkeit, glamouröser Träume, unbefriedigendem Sex – wer weiss das so genau. Aber alle scheinen in diesem Moment mit Martinas Gefühlen zu sympathisieren.

«Bitch hits hard, brother ...», sagt irgendwann nach dem Match ein Rapper mit klassischem Fila/Björn-Borg-Stirnband, der in der

VIP-Lounge neben dem LA-Rapper sitzt. Und der Turnierdirektor schmunzelt den Rapper jetzt an, und vielleicht schmunzelt auch Mutter Melanie irgendwo, aber sehen kann ich sie gerade nicht. «Swiss bitch is kicking ass! Bitch!!! ...»

### «Äs moderns Huerli»

Es dauert genau sechs Jahre, bis ich diesen irritierenden Begriff aus der Welt der Rapper im Zusammenhang mit Martina Hingis wieder höre. Bloss ein bisschen anders. Es ist ein Sonntag im Juli 2013. 10 000 Kilometer östlich. Es geschieht in einer populären Konditorei an der Grenze zwischen den Kantonen Bern und Solothurn. Männer sitzen vor ihrem Kafi mit Gipfeli, einer starrt gebannt in den *Sonntagsblick*, schaut die Bilder der zwölf von Martina Hingis hintergangenen, bedauernswerten Männer an – sie wirken hier in dieser Männerwelt womöglich wie zwölf Geschworene in einem Prozess gegen die Menschlichkeit, und so fällt der Leser mit der Zeitung jetzt sein Urteil: «We du mi fragsch, de isch dMartina Hingis äs moderns Huerli ...»

In der Männerrunde wird jetzt nicht geschmunzelt. Das hier ist nicht der richtige Moment für dumme Spässe. Es wird andächtig und ernst genickt, wie man vielleicht nach Verhängung einer Todesstrafe nickt: moderne Hure. Dann wird die Zeitung wieder sauber zusammengefasst.

Sechs Jahre vorher, im Sommer 2007, war Martina Hingis am westlichen Ende der USA noch eindeutig und gewinnend: «The Swiss bitch» – und der Titel stand ihr damals wie auch heute: hervorragend. «Bitch» bedeutet im postfeministischen Zeitalter von Kim Kardashian, Nicole Richie oder Paris Hilton, sich als Frau die verdammte Frechheit herauszunehmen, einfach alles – mit welchen Mitteln auch immer – zu kontrollieren und zu bekommen. Einfach alles! Obwohl solche Deutungen ein schnelles Verfalldatum haben. Die herablassenden Mundwinkel der Martina Hingis sind das Lächeln der Macht. Beyoncé zum Beispiel hat grandiosen «Bitch»-Status, sagt sogar ihr Ehemann Jay-Z. Und die Ehe hält bisher ziemlich gut.

Diese Entwicklung lässt Männer an der Grenze zwischen Bern und Solothurn, vielleicht auch weiter östlich, etwas alt aussehen. Männer haben es wirklich nicht mehr leicht! Das meint bestimmt auch der *Sonntagsblick* und will uns vielleicht mit der Hingis-Story ein bisschen aufmuntern, an unsere alte Macht erinnern: Kontrolle. Die Macht der «Bitches» weltweit ist damit aber nicht mehr zu stoppen.

Ob Martina ihren «Bitch»-Status tatsächlich erkennt und zu grösserer Macht ausbauen kann und will, bleibt vorerst ihr Geheimnis. Damals, vor sechs Jahren, als sie im kreisenden Kreis von *bad girls* und *bad boys* aus Beverly Hills noch zwei kurze unangenehme Inter-

views gab, da blitzte der Borderline-Wahnsinn zwischen «Bitch» und nettem Mädchen aus der Schweiz nochmals in fantastisch leuchtenden Farben auf.

Eine Stunde nach ihrer Niederlage gegen Sania Mirza sieht man Martina zwei Interviews führen: eines auf Schweizerdeutsch, das andere auf Englisch. Sie sprach mit einem Schweizer Sponsor oder Journalisten in Rheintaler Dialekt. Dann sprach sie perfektes Englisch mit einem Reporter einer amerikanischen Zeitung. Es waren zwei Gesichter, die da sprachen. Zwei Welten, zwei Frauen, zwei Sprachen, zwei Münder. Die eine Frau war gross und elegant und aufregend, die andere war belastet, belästigt, bedrückt, und ihre Mundwinkel zuckten giftig unter der Last des Schweizer Dialekts.

Dann wurde es still auf dem Center Court, die Scheinwerfer wurden ausgeschaltet, Finsternis umhüllte das Tennistadion in Carson, und ich konnte nochmals kurz über alles nachdenken: Es gibt eben das verdammte Glück, als Schweizerin geboren zu werden, dachte ich. Oder eben das andere Glück, nur eine halbe Schweizerin zu sein.

### Das macht sie so anziehend

Eigentlich sind Martina Hingis' Tage in der Schweiz gezählt – denn wie uns im *Tages-Anzeiger* eine Frauenversteherin bereits erklärt hat: Martina Hingis ist keine Paris Hilton oder Lindsay Lohan. Damit wäre dieses Urteil auch gefällt. Und dann ist da ja noch diese Stimme in Martinas Hirn, die Überdosis. Mutter Melanie hat nie verschwiegen, dass sie sich keine schlimmere Wahlheimat hätte aussuchen können als die Schweiz. Eine Nation, viel zu verkrampft für diesen Sport. Ein Land, dessen Einwohner keine Risiken eingehen, nicht bereit sind, Opfer zu bringen. Ein Land ohne Entspantheit, wo das Herz am falschen Platz sitzt. Ein Land mit Identitätsproblemen, Mangel an Selbstbewusstsein – ein Land, das sich im Ausland mit den immer gleichen Aushängeschildern aus Sport, Wirtschaft und Kunst patriotisch über Wasser hält: Die meisten davon sind halbe Schweizer.

Martinis Stimme im Kopf kämpft jetzt mit der Macht ihrer Lippen. Alles ist für sie möglich. Das macht sie so anziehend. Und als ich sie damals ziemlich einsam vor dem Home Depot Center auf ihre Limousine warten sah, da hätte ich ihr gerne einen bescheidenen Ratsschlag gegeben – auch, um ihrem Mund vielleicht ein bisschen Entspannung zu gönnen: «Zieh weg, Baby! Geh auf Nummer sicher! Zieh nach Las Vegas, in die psychotischste Stadt der Welt, ganz weit weg von dieser Überdosis namens Schweiz.» Wie bei einem Hurrikan gibt es dort in Las Vegas einen windstillen Ort, im Auge des Sturms. Ein Ort der Gelassenheit, der Menschlichkeit und der grossen Gefühle: Dort lebt Steffi Graf. ○

# «Kosmologische Ausnahme»

Der Literaturwissenschaftler Hans Ulrich Gumbrecht lehrt an der Stanford University in den USA und gehört zu den grossen Intellektuellen der Gegenwart. Das 21. Jahrhundert sieht er vor unlösbare Probleme gestellt. Durchaus entspannt sieht er einer Zukunft ohne Menschen entgegen. *Von Roger Köppel*



«Gestrandete Zukunft»: Geisteswissenschaftler Gumbrecht.

**Herr Gumbrecht, um mit der entscheidenden Frage zu beginnen: Was ist das interessanteste Thema der Gegenwart?**

Interessant ist die Frage, ob die Menschheit die nächsten hundert Jahre überleben kann. Es ist das grosse Thema, das man täglich verdrängt. Aber es gibt ökologische, demografische und ökonomische Entwicklungen, die, wenn man sie hochrechnet, dieses Überleben eher unwahrscheinlich machen.

**Sie sind ja geradezu Kulturpessimist.**

Ich bin tatsächlich so pessimistisch, dass ich nur durch die beständige Produktion von Alltagsoptimismus überleben kann. *(Lacht)* Aber meine Einschätzungen sind nicht individualpsychologisch begründet. Ein Kollege von mir nimmt an vertraulichen Nato-Sitzungen teil. In diesen Kreisen geht man offenbar von einem

nuklearen Weltkrieg in der Mitte dieses Jahrhunderts aus.

**Aus welchen Gründen sollte ein Atomkrieg stattfinden?**

Als Krieg um Ressourcen unter der Bedingung spezifischer demografischer Entwicklungen. Ich habe kein leidenschaftliches Interesse, damit recht zu haben. Diese Vision ist allerdings der Fluchtpunkt, auf den sich fast alle Fragen, die ich interessant und wichtig finde, beziehen. Daneben befürchte ich auch, dass es die Geisteswissenschaften in drei bis vier Jahrzehnten nicht mehr geben wird, ohne dass zwischen diesen beiden Szenarios natürlich eine direkte Verbindung besteht. Mein Pessimismus hinsichtlich der Geisteswissenschaften hat eher damit zu tun, dass immer mehr der klassischen Universitätslehre in physischer Kopräsenz ersetzt wird durch elektronische Lehre. Das ist

ja durchaus praktisch und kostensparend, wenn der Inhalt der Lehre direkt praxisrelevant ist, wie zum Beispiel bei einer Anatomievorlesung. Bei den Geisteswissenschaften gibt es jedoch keine Informationen, die überlebenswichtig sind. Insofern existieren sie allein am Seminartisch, um den herum man gemeinsam neue Ideen in der Auseinandersetzung mit alten entwickelt. Wenn es dieses physische Erlebnis des Seminars nicht mehr gibt, wird es die Geisteswissenschaften nicht mehr geben.

**Das klingt ja furchterregend düster.**

Ich sage nicht, dass die Menschheit mit Gewissheit untergehen wird, schon gar nicht wegen des Endes der Geisteswissenschaften, aber evolutionstheoretisch war die Entstehung der Menschheit natürlich eine sehr unwahrscheinliche Ausnahme. Eben deshalb sollte man von der Perspektive ihres

Verschwindens nicht allzu überrascht sein. Eben war ich in Chile, wo ich mir an Observatorien habe vor Augen führen lassen, welche kosmologische Ausnahme dieser durch Menschen bevölkerte Planet bedeutet. Für uns ist eine Erde ohne Menschen schwer vorstellbar, aber es ist die – im wörtlichen Sinne – absolute Normalität, wenn wir in grösseren Zusammenhängen denken.

**Hat die Menschheit nicht immer vor Problemen gestanden, die sie für unlösbar hielt? Die Amerikaner erfinden sich gerade neu durch die Erschliessung fossiler Ressourcen. Warum glauben Sie nicht, dass der Mensch auch diesmal wieder etwas austüfteln wird?**

Weil mir das zu anthropozentrisch gedacht ist. Das Ressourcenproblem ist ein gänzlich neuartiges Problem. In meiner Kindheit träumte man noch davon, andere Planeten zu besiedeln. Davon sind wir längst abgerückt. Ich nenne das *stranded future*, und keine Zukunft ist so deutlich «gestrandet» wie die Eroberung des Weltalls. Sie hat sich nicht erfüllt, und die Atommüllentsorgung bleibt ebenfalls ungelöst. Wie soll eine demografisch wachsende Menschheit ernährt werden? Das Ende der Ölressourcen wird ein ganz entscheidender Einschnitt sein. Bei den bisherigen Kriegen ging es um hegemoniale Ansprüche; diese Kriege brachten dann die Einsicht hervor, dass es sich ohne Hegemonie besser lebt. Bald wird es um die physischen Grundlagen der Existenz gehen. Sie werden eine andere Art der finalen Aggression heraufbeschwören.

**Die Europäer sind Weltmeister im Heraufbeschwören von Katastrophen, aber auch in der Bewältigung derselben. Gerade Deutschland hat Erstaunliches geleistet nach dem letzten Weltkrieg. Warum erfüllen Sie solche Erfahrungen nicht mit Optimismus?**

Ich wurde 1948, beinahe unmittelbar nach Ende des Zweiten Weltkriegs, in Deutschland geboren und dann, 1968, mit den grossen Versprechen des Sozialismus konfrontiert.

**Haben Sie eigentlich daran geglaubt?**

Ja, kurz, einen Sommer lang, 1968, aber es vergingen dann noch einmal zehn Jahre, bis ich mich traute, es auch öffentlich zuzugeben, dass ich nicht mehr daran glaube. Die Tatsache, dass ich diesen Pessimismus habe, mag mit dem Ort und der Zeit meiner Geburt zusammenhängen. Ich sehe aber leider keine Entwicklungen, die mich überzeugen, dass es richtig ist, diesen Standpunkt aufzugeben.

**Sie sind Professor an einer amerikanischen Spitzenuniversität und leben heute in Kalifornien, seit einigen Jahren haben**

**Sie den US-Pass. Was unterscheidet den Amerikaner vom Europäer?**

Zunächst: Es gibt «den» Europäer gar nicht. Darum bin ich ja zum Beispiel so gerne in der Schweiz, ganz ehrlich.

**Warum?**

Weil mich die Schweiz an das hochdifferenzierte Vor-EU-Europa erinnert. Zweitens merkt man der Schweiz die lange demokratische Kultur an. Die Mehrsprachigkeit wird gepflegt.

**Was fasziniert Sie an den USA?**

Mikrosoziologisch ist unser Land sehr demokratisch. Meine Studenten in Stanford respektieren mich nicht, weil ich Professor in Stanford bin, sondern nur, wenn ich in ihren Augen intellektuell gut bin. Ich habe zum Beispiel eine Ganztagessekretärin, aber in Stanford müssen selbst die Nobelpreisträger alle fünf Jahre nachweisen, warum sie eine Sekretärin brauchen, wenn sie die von der Universität finanziert haben wollen. Niemand hat dort automatische Privilegien. Während ich in Deutschland laufend mit «Hierarchien an sich» konfrontiert werde.

**Interessant ist, dass sich Amerika heute wieder zu normalisieren scheint. Indiz dafür ist die kritische Diskussion über die Abhörmethoden der Obama-Regierung. Man mag es bedauern, dass es überhaupt so weit gekommen ist. Dass aber so kritisch debattiert wird, zeigt doch, wie intakt die demokratischen Instinkte der Amerikaner und die Empfindlichkeiten gegenüber einem überbordenden Staat sind.**

Diese Instinkte sind absolut wach. Ich habe tatsächlich in den vierundzwanzig Jahren, in denen ich in den USA lebe – seit dreizehn Jahren bin ich Amerikaner –, nur einmal einen Amerikaner gesehen, der sagte: «Wir sind die Nummer eins.» Das war in einer Siedlung von Kriegsveteranen. Die Frage nach der Hegemonialmacht stellt sich intern im Land nicht. Die Frage nach der Nummer eins stellen sich die abgehalfterten Ex-Hegemonialmächte in Europa viel häufiger. Die Amerikaner sind – oder waren – eine erstaunlich bescheidene Supermacht. Sie haben es nicht nötig, dauernd sich selber oder anderen zu sagen, wie gut sie sind oder wie gut sie sein wollen.

**Glauben Sie noch an die Europäische Union?**

Ich war von der EU nie begeistert, weil ich schon früh mitkriegte, dass die Symbolismen der EU sehr flach und kraftlos waren. Es war von Anfang etwas, was keine grosse Faszination entwickelte. Es lässt sich auch keine attraktive historische Genealogie für ein vereintes Europa formulieren. Mich interessieren die konkreten Nationen mehr. Die Stärke von Europa ist diese alltagskulturelle Differenzierung auf engem Raum.

**Erfreulich ist, dass man heute auch in Europa kritischer diskutiert, nicht nur das Frie-**

**densprojekt sieht, sondern die realen Probleme, die aus der Konstruktion erwachsen.**

Symptomatisch interessanter sind für mich die Regionalismen, zum Beispiel Katalonien. Selbst Bayern ist heute bayerischer als noch vor zwanzig Jahren.

**Aus Sicht des Kleinstaats allerdings haben die Grossen immer weniger Respekt vor dem Rechtsstandpunkt des Kleinstaats. Man duldet keine abweichenden Regeln. Goliath zwingt David seine Kampfweise auf – um am Ende selber zu gewinnen. Diese Erfahrung macht gegenwärtig die Schweiz.**

Das ist unglaublich. Mir fällt das auch auf, wenn ich in der Schweiz bin. Dieses Land sollte auf jeden Fall an seiner Autonomie festhalten. Man hat den Eindruck, die Schweiz soll bestraft werden, weil sie der EU nicht beigetreten ist. Brüssel will den Nichtbeitritt irgendwie wegwischen.

**Der Kleine muss seine Eigenheiten verteidigen.**

Aber sicher. Gerade die Schweiz, die nicht zufällig besser dasteht als viele andere. Aber es ist nicht nur das finanzielle Argument. Die Schweiz funktioniert ja in vielerlei Hinsicht besser, auch die kulturelle Differenzierung ist ausgeprägter und dringt viel weiter und positiver in den Alltag ein als in irgendeinem anderen europäischen Land.

**Was ist Ihr letzter unerfüllter akademischer Traum?**

Ein – unerfüllter – und wirklich akademischer – Traum wäre es, von der nächsten Fussball-Weltmeisterschaft in Brasilien zu berichten. Aus einer Perspektive und mit einer Sprache, die sich in meiner Universitäts-Existenz entwickelt haben, aber dennoch erhellend und gut lesbar sind. Daneben gibt es immer noch neue Bücher, die ich unbedingt schreiben möchte. Zum Beispiel werde ich im Herbst in Stanford ein Doktorandenseminar über Balzac halten. Davon habe ich seit fast vierzig Jahren geträumt. Und es ist aus irgendeinem mir unbekanntem Grund nie dazu gekommen. Vielleicht wird ein Buch daraus. Oder ein Buch zur Phänomenologie der menschlichen Stimme. So gesehen würde ich noch gerne fünfzig Jahre leben. Aber noch vielleicht fünfzehn Jahre schreiben können ist auch schon eine ganz tröstliche Perspektive. Vor kurzem war mein fünfundsechzigster Geburtstag – und es ist schön, dass das unter amerikanischen Bedingungen nicht «Emeritierung» bedeutet.

**Hans Ulrich Gumbrecht** ist Professor an der Stanford University und einer der einflussreichsten Intellektuellen Deutschlands. Der 65-jährige gebürtige Würzburger ist Autor verschiedener Monografien wie «Eine Geschichte der spanischen Literatur» und betreibt den Blog «Digital/Pausen» auf dem Online-Portal der *Frankfurter Allgemeinen Zeitung*. Inzwischen ist er achtmal (und in sechs Ländern) mit Ehrendoktoraten ausgezeichnet worden. Er ist seit dreizehn Jahren amerikanischer Staatsbürger.



# Am Ursprung des Denkens

Vor 2500 Jahren erhob sich in Griechenland ein neuer Menschentyp: stolz, neugierig, gescheit. Doch zuerst mussten die Götter in die Schranken gewiesen werden. Erst so konnte sich die Vernunft entfesseln. Betrachtungen über ein Buch, das die Ferien mit Stunden der Glückseligkeit veredelt. *Von Urs Gehrig*



*Als der Mensch zum Menschen wurde:* Platon und Aristoteles.

Wer in diesem ersehnten Sommer, im kühlen Schatten liegend, die Augen schliesst und spürt, wie das Hier und Jetzt sanft entschwindet, dem ist das Glück zum Greifen nah. Denn es ist jener kostbare Moment der Musse gekommen, in dem man sich den grossen Fragen unseres Daseins unbeschwert stellen mag: Woher komme ich? Was macht mich aus?

Dass das Schürfen im Urgestein unserer Geschichte eine höchst erkleckliche Beschäftigung sein kann, verdanken wir einem vergessenen Buch, das es wieder zu entdecken gilt. Es beschreibt eine Reise in jene halbdunkle Vorzeit, als der Mensch zum Menschen wurde, indem sein Geist zum Leben erwachte. Lotse auf dieser Fahrt ist der Altphilologe Bruno Snell (1896–1986). «Die Entdeckung des Geistes» heisst sein Opus magnum. Geschrieben hat er es vor 67 Jahren, an Frische und Aktualität hat es seither nichts eingebüsst.

«Die alten Griechen», beginnt Snell, «haben, was wir Denken nennen, erst geschaffen: Die menschliche Seele, der menschliche Geist ist von ihnen entdeckt. Eine neue Selbstauffassung des Menschen liegt dem zugrunde.»

Die Reise beginnt dort, wo sie zwingend beginnen muss, mit dem ersten Dichter des Abendlandes, mit Homer (ca. 850 v. Chr.). Zwar ist nicht einmal gewiss, dass es den Mann mit diesem Namen überhaupt gegeben hat. Das Ur-Epos jedoch, die «Ilias», die ihm zugeschrieben wird, liegt in ewiger Frische vor uns. Gegenstand ist der zehn Jahre währende Trojanische Krieg zwischen den Frauenräubern aus Troja und der griechischen Befreiungs-Allianz der Achäer. Zentrales Thema der «Ilias» ist nicht etwa die verschleppte Helena, sondern der Zorn, der immer weitere Kreise zieht und dabei Heroen wie Götter als unentrinnbares Schicksal ereilt.

## Hurtige Beine, sich regende Knie

Wer sich in das Abenteuer stürzt, stellt rasch fest: Die Helden haben zwar klingende Namen und bewegen sich voller Furor durch die Geschichte; es scheppert und klirrt, es schnaubt und keucht und schreit, doch etwas ist seltsam an Homers Heroen: Sie werden von den Göttern gelenkt. Es fehlt ihnen, was wir heute Selbstverantwortung nennen, ein selbst waltender Geist, und damit auch die Vorstellung vom Gegenteil: dem Körper.

Homer spricht immer wieder von den hurtigen Beinen, den sich regenden Knien und den kräftigen Armen: Nicht der Körper als Einheit,

sondern dessen Glieder sind ihm das Lebendige. «Gyia» sind die Glieder, sofern sie durch Gelenke bewegt werden, «melea» die Glieder, sofern sie durch Muskeln Kraft haben. Ein Speer dringt nicht in den Körper ein, sondern durchbohrt «chros», die Haut, welche die Oberfläche eines unausgesprochenen Ganzen darstellt.

Dass der substanzielle Körper des Menschen nicht als Einheit, sondern als Vielheit begriffen wird, lehren uns auch die Menschendarstellungen der frühgriechischen Kunst. Ihre Körper sind nicht als Einheit gemalt und modelliert, sondern als Addition ihrer Teile. Nicht gar so primitiv gemalt, wie Kinder Menschen zeichnen, mit einem Leib als Mittel- und Hauptstück, daran angesetzt Kopf, Arme und Beine (Figur 1). Den geometrischen Figuren aus der Zeit Homers fehlt gerade dieses Hauptstück. Sie sind Glieder mit übertrieben kräftigen Muskeln, die durch stark betonte, aber schmale Gelenke gegeneinander abgesetzt sind (Figur 2). Den organisch-einheitlichen Körper, der in der Spannung von Tragendem und Lastendem bis zur angespannten Muskelfaser akkurat nachgebildet ist, stellt erst die klassische Kunst des 5. vorchristlichen Jahrhunderts dar.

In den 400 Jahren zwischen Homer und der Klassik ist also etwas Entscheidendes passiert. Es ist jene Phase, in welcher der Geist im Menschen erwacht, der es ihm ermöglicht, seiner Umwelt akribisch auf den Zahn zu fühlen und seinen Platz darin zu erkennen, ja sich als denkendes und wollendes Wesen zu begreifen.

Wo es keine Vorstellung vom Leib gibt, kann es auch keine von der Seele geben und somit auch kein selbständiges Denken und Wollen. Alles, was Homer uns schildert, hat seinen Anfang bei den Göttern. Sinnbildlich für das Verhältnis Gott-Mensch ist die Achill-Szene zu Beginn der «Ilias»: «Athene trat hinter ihn und griff ihm ins Haar, ihm allein erscheinend. Achill aber staunte und wandte sich um. Sofort aber erkannte er Pallas Athene – gewaltig leuchteten ihre Augen» («Ilias» 1, 194/95). Das Göttliche wird nicht mit Demut oder Liebe erfasst, das geschieht erst im Christentum. Staunen und Wundern, das löst die Gottheit bei Homer in den Menschen aus. Göttliches Wirken ist ein ständiges Wechselspiel zwischen spontanen Leidenschaften und mässiger Vernunft, während in der Menschenbrust Mut und Leidenschaft sich regt.

Die homerische Religion ist der erste Entwurf für das neue geistige Gebäude, das die Griechen aufbauen werden. Der Nächste, der auf dieser Baustelle sich betätigt, ist ein Ackerbauer und Viehhalter namens Hesiod (vor 700 v. Chr.). Er will Ordnung schaffen. Er zeichnet Stammbäume, verfasst Typologien der Götter. Dreihundert Gottheiten zählt seine «Theogonie». Doch Hesiod liegt nicht so sehr an den einzelnen Göttern, sondern am System. Er ist

ein Suchender. Zwar lautet auch sein Diktum: «Alles ist voll von Göttern», doch sein Anspruch besteht in nichts Geringerem, als die Wahrheit zu finden. Damit wendet er sich gegen Homer. Dessen Mythos stellt Hesiod die Wahrheit entgegen. Und diese findet er nicht beim Einzelnen, sondern in der Einheit des Göttlichen. Durch sein Suchen nach den Anfängen, den «archai», und sein Schliessen auf

---

**«Bürger sein ist etwas anderes, als zu einer Masse von Angeführten zu gehören.»**

---

einen Ursprung ist er nicht nur Wegbereiter der Philosophie, sondern auch ein Vorbereiter des Monotheismus.

Mit Hesiod regt sich der Geist. Doch noch steht das Individuum, der Mensch, im Hintergrund. Nicht mehr lange allerdings. In Gestalt der Lyriker treten im 7. Jahrhundert v. Chr. erstmals Persönlichkeiten auf die Bühne der europäischen Geschichte und durchbrechen

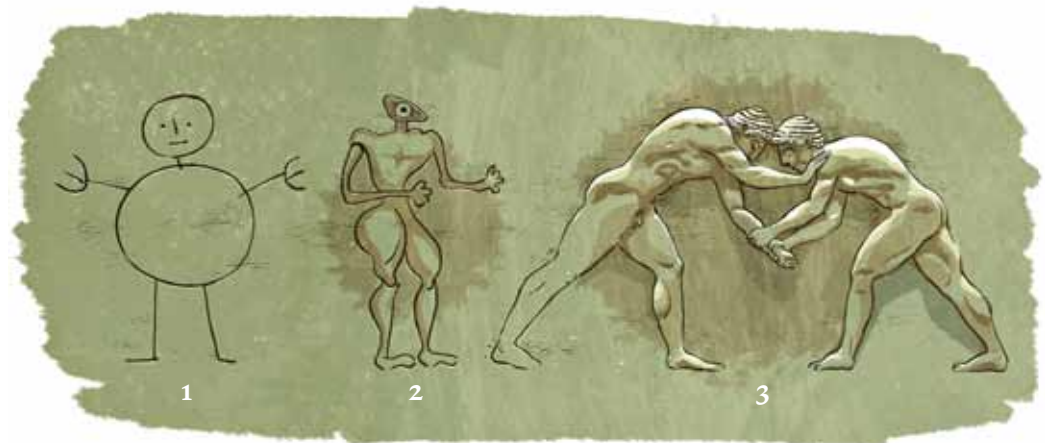
nissen wirr und wüst», singt er, als ihm der Beinahe-Schwiegervater die zugesprochene Tochter doch nicht überliess. Die Lyriker haben Geist genug, sich manches anders zu denken, als es tatsächlich ist, und sie erkennen den Unterschied zwischen eigener Erwartung und grausamer Wirklichkeit, zwischen Sein und Schein.

Die Virtuosität der Lyriker, die als Persönlichkeiten ihre Umwelt ausloten, findet sich entsprechend in der bildenden Kunst. Auf Vasen und Trinkkelchen kreieren Meistermaler Kompositionen, welche danach streben, den Raum lückenlos zu füllen. Sie weben Figuren filigran der ganzen Fläche ein, und sie streben danach, die Sujets ornamental zu ordnen.

Ein geistiges Feuer lodert damals, alle Zeichen stehen auf Umbruch. Um 600 v. Chr. steigen Milets Naturforscher die Berge empor und untersuchen fossile Abdrücke von Meerestieren. Andere bauen Sonnenuhren, Sextanten und Hebekräne. Der kollektiven Buckelei des Morgenlandes wird ein neuer Menschentyp entgegengestellt: stolz, neugierig, gescheit. Man sagt jetzt «ich». Und in den Städten wer-

**Die Entwicklung der Darstellung des Menschen**

---



**Körper als Summe seiner Teile bei Homer:** Kinderzeichnung, Homer-Held, Klassik-Athleten.

die weitgehende Anonymität der früheren Zeit und des Orients.

Unter Begleitung eines Saiteninstrumentes tragen sie ihre Gedichte vor. Wie sie geklungen haben, wird uns ewig verborgen bleiben. Doch ihr Innenleben kennen wir. Sie nennen ihre Namen, tun ihre Meinung kund und stellen sie denjenigen der übrigen Menschen gegenüber. Und sie werten. Sappho (geb. 630 v. Chr.), die auf der Sporaden-Insel Lesbos junge Frauen in Poesie, Musik, Tanz und Liebe unterrichtete, konstatiert, welcher Wert der höhere vor anderen ist. Von ihrer geliebten Tochter Kleis sagt sie: «Gegen sie vertauscht' ich nicht die ganzen lydischen Lande.»

Homer kennt die Liebe nur als eines der erfreulichen Dinge des Lebens. Archilochos (geboren um 680 v. Chr.) hingegen, Urvater der Lyrik, beklagt den Schmerz, den sie vermittelt: «Herz, mein Herz, von ausgeweglosen Kümmer-

den die Weichen in Richtung Demokratie gestellt.

«Es ist kein Widerspruch, dass das Persönlichkeitsbewusstsein und die staatliche Ordnung der Polis zu gleicher Zeit entstehen», stellt Snell fest. «Bürger sein ist etwas anderes, als zu einer Masse von Angeführten zu gehören. Das Recht ist die neue Bindung der Menschen aneinander.»

Als das Epos verklang, hob die Lyrik an, und als die Lyrik ihrem Ende entgegengeht, entsteht abermals etwas Neuartiges: Nun sind es die Tragödiendichter, die einen zentralen Charakterzug des modernen Menschen entdecken. Der Dramatiker Aischylos (geb. 525 v. Chr.), der als Soldat für Athen an der Schlacht bei Marathon gegen die Perser teilnahm, realisiert, dass das Individuum nicht nur auf äussere Reize reagiert, sondern dass es fähig ist, selbst zu entscheiden. >>>



«Mensch ohne Seele»: Homer.

Es reicht nicht mehr, den Geist aufzudecken, der geistige Wert verlangt die Tat. Beklemmend schildert Aischylos die Last der Verantwortung in den «Schutzflehenden». Der argivische König Pelasgos ist vor die schwierige Entscheidung gestellt: Entweder verweigert er den schutzflehenden Danaiden das Asyl und missachtet damit göttliches Recht; oder er stellt sie unter seinen Schutz und riskiert so einen Krieg mit den mächtigen Ägyptos-Söhnen, die die Flüchtlinge verfolgen. Als der Chor der Danaiden mit Selbstmord droht, ringt er mit sich selbst: «Nun gilt es, tief zu sinnen um das Heil, so wie zum Grund des Meers ein Taucher geht mit sehendem Auge ohne Trunkenheit.» Der Chor begleitet sein Denken mit den Versen: «Denke nach! Werde du nach dem Recht frommen Sinns Schützer uns» – Worte, die wie mit Hammerschlägen ihm einprägen, dass er sich entscheiden muss.

«Erst seit Aischylos gibt es für den Menschen das Bewusstsein, dass er durch eigene Überlegung zu einem verantwortungsvollen Handeln kommt», so Bruno Snell, «und damit ist erst die Vorstellung von der menschlichen Freiheit erwacht.»

### Den Nazis widerstanden

Es ist eine Freiheit, die Menschen allzu oft nicht nutzen können oder wollen. Stattdessen entziehen sie sich der Verantwortung und flüchten in die selbstverschuldete Unmündigkeit.

Snells Hauptwerk «Die Entdeckung des Geistes» ist erstmals 1946 erschienen. Kaum zufällig. Mit dem Ende des Dritten Reiches setzte das Suchen nach Schuld und Fehlverhalten forciert ein. Für Snell, der an der Universität Hamburg während des Kriegs den Lehr-



«Den Tod bewusst gewählt»: Sokrates.

stuhl für Klassische Philologie innehielt, sich jedoch von den Nazis nicht instrumentalisieren liess, war es eine bittere Erfahrung, «dass ein beträchtlicher Prozentsatz der deutschen Akademiker 1933 sich dem nationalsozialistischen Regime zur Verfügung gestellt hatte». Umso stärker war danach die Wirkung seiner Studien.

Snell ortet den Wendepunkt, an dem der Mensch zum Menschen wird, als er begreift, dass jeder für sein Handeln selbst verantwortlich ist. Die aufgeworfenen Fragen finden keine Lösung mehr an den fernen Personen einer halbgöttlichen Welt, Entscheide kann der Mensch nicht delegieren. Er ist nun mündig und muss bestehen und scheitert trotzdem. «Wir wissen das Gute, tun es aber nicht», sagt die Phaidra des letzten Tragödiendichters Euripides (geb. 480 v. Chr.). Dieses Wissen um das Gute wird Sokrates zu sichern versuchen. Doch noch ist es nicht so weit. Noch hat der Logos den Mythos nicht ausreichend abgestreift.

Der Pfad zu Weisheit und Eigenverantwortung – die Meisterdisziplin des Daseins – führt über manche Windung. Das mit Hesiod einsetzende Streben, die Ordnung der Welt klarer zu begreifen, hat um 600 v. Chr. in verschiedenen Orten Griechenlands dazu geführt, einheitliche Urprinzipien anzunehmen: Wasser (Thales), Feuer (Heraklit), Luft (Anaximenes), gar das Unbegrenzte (Anaximander).

Obwohl die Vorstellung eines Urstoffes heute lapidar anmutet, sind die Vorsokratiker Geburtshelfer des modernen Menschen. Allen voran ist Heraklit ein grandioser Wurf gelungen: Als Erster trägt er die Auffassung von der Seele vor. Er nennt sie des lebenden Menschen «Psyche». Dies ist radikal anders als das, was Homer denken kann. «Mit dieser Unterschei-

dung von Körper und Seele», so Snell, «ist etwas «entdeckt», das sich als so evident dem Bewusstsein aufdrängt, dass man es von nun an immer als selbstverständlich existierend nahm.»

Aber zu dem, was den Menschen im Innersten zusammenhält, vermag auch Heraklit nicht vorzudringen. Die Revolution des Verstehens und Denkens nimmt seinen Ausgang auf einem kleinen Fragment mit Archivnummer 18: «Nicht von Anfang an alles haben die Götter den Sterblichen offenbart, sondern suchend finden sie allmählich das Bessere.» Hier taucht der neue Gedanke auf, dass die Menschen nicht durch Glauben, sondern durch eigenes Forschen Können und Wissen aneignen können. Und wenn sie auch nicht zur vollen Einsicht gelangen, vermögen sie doch immer Besseres herauszufinden.

Xenophanes (geb. 570 v. Chr.) heisst der Autor dieses Weisheitsfetzens, mit dem er den Geist weiter entfesselt. Er sucht von den vielen, den menschenähnlichen Göttern loszukommen. «Wenn die Pferde Götter hätten, sähen sie wie Pferde aus», lästert er. Nicht die Götter haben den Menschen geschaffen, sondern der Mensch sie – nach eigener Fantasie und eigenem Abbild. Mit diesem revolutionären Gedanken hebt Xenophanes das Erbe der vorklassischen Welt auf. Hegel wird ihn «Sturmvogel der griechischen Aufklärung» nennen. Karl Popper: «Vorläufer des kritischen Rationalismus».

Nach Xenophanes hat der Himmel Risse. Und die Vernunft hat ihr Gerüst. Während im benachbarten Ägypten die Hochkultur längst im Zerfall begriffen ist, schieben die Griechen die Nebelwolken des Sakralen weg. Sie haken nach, hinterfragen, staunen über alles – und



«Wendepunkt»: Altphilologe Snell (1896–1986).

wagen sich so immer weiter in die Tiefen der Erkenntnis.

Das Fortschreiten des Denkens zur Philosophie hat die Götter verdrängt. Sie verlieren ihre natürliche und unmittelbare Funktion, je stärker der Mensch seiner selbst als eines geistigen Wesens bewusst wird. Anstatt mit göttlichen Dingen solle man sich zunächst mit den menschlichen beschäftigen, fordert ein Athener namens Sokrates (geb. 469 v. Chr.).

Der bullige Städter mit Schweinsgesicht und Schmerbauch bricht radikal mit der Tradition, die wir von Homer an verfolgt haben. Sokrates, dessen Weisheiten uns von seinen Schülern Platon und Xenophon überliefert sind, schiebt das Mythen- und Märchenhafte beiseite. Von nun an ist der Mensch im Fokus, nicht als Schicksalsobjekt, sondern zunehmend als Schmied seines eigenen Glücks. Glück indessen findet nur, wer tugendhaft lebt. Doch dies ist leichter gesagt als getan. Wilhelm Busch wird sagen: «Das Gute, dieser Satz steht fest, ist stets das Böse, das man lässt.» Damit beruft er sich auf Sokrates. Sokrates aber, dieser moralischste aller Griechen, gibt sich nicht leichtthin zufrieden, das Wesentliche nur als Fehlen seines Gegenteils zu begreifen. Alle Kraft setzt er daran, zu erforschen, was das Gute sei.

Sokrates' Wirkungsstätte ist der Marktplatz von Athen, wo er Passanten durch bohrendes Nachfragen auffordert, sich an seiner Suche zu beteiligen. Dabei spielt Sokrates nie den Allwissenden, im Gegenteil. Er ist die Hebamme, welche die in den Menschen schlummernde Weisheit ans Licht holt.

War das Glück in der Frühzeit als irdisches verstanden worden und noch eng mit dem Nutzen verknüpft, zielt Sokrates auf seine Dauer ab. Leidenschaft, Begierde und Lust stören das dauernde Glück, sie machen des Menschen Willen schwach. «Ich weiss, welches Schlechte ich zu tun im Begriff bin, aber meine Leidenschaft ist stärker», sagt Medea bei Euripides. Sokrates hält dagegen: «Wenn man das Gute weiss, tut man es auch.» Dafür braucht es wahres Wissen und kein Scheinwissen, wie Sokrates in Platons «Gorgias» feststellt.

Sokrates geht scharfsinniger zur Sache als ein jeder vor oder nach ihm. Dennoch bleibt ihm wirkliches Wissen, das Wissen um das Gute schlechthin, versagt. Bereitwillig gibt er sein Scheitern zu. Seiner Weisheit letzter Schluss lautet: «Ich weiss, dass ich nichts weiss.» Doch deshalb erlahmt sein Erkenntnistrieb keineswegs. Er ist nicht – und das ist das Faszinierende an Sokrates – im Nihilismus versunken. Denn er ist überzeugt, dass der Mensch sein Streben bis zur letzten Konsequenz in die Erkenntnis setzen soll, selbst wenn man vollkommenes Wissen nicht erreicht.

Mit Sokrates schafft die Entfaltung des Geistes den Durchbruch. Neue Felder und Diszi-

plinen tun sich auf, die Geschichtsschreibung eines Thukydides, die Geografie eines Herodot, die Naturkunde eines Aristoteles. Im Zentrum bleiben der Mensch und seine Pflicht, Entscheide zu fällen, sein Leben selbständig zu gestalten.

Bis heute hat der griechische Siegeszug des Logos Europa geprägt. Schüler gehen ins Gymnasium, Politiker (von «polis»: Stadt) kümmern sich um die öffentlichen Belange. König Ödipus wurde zum Vorbild des modernen Grossstadtneurotikers.

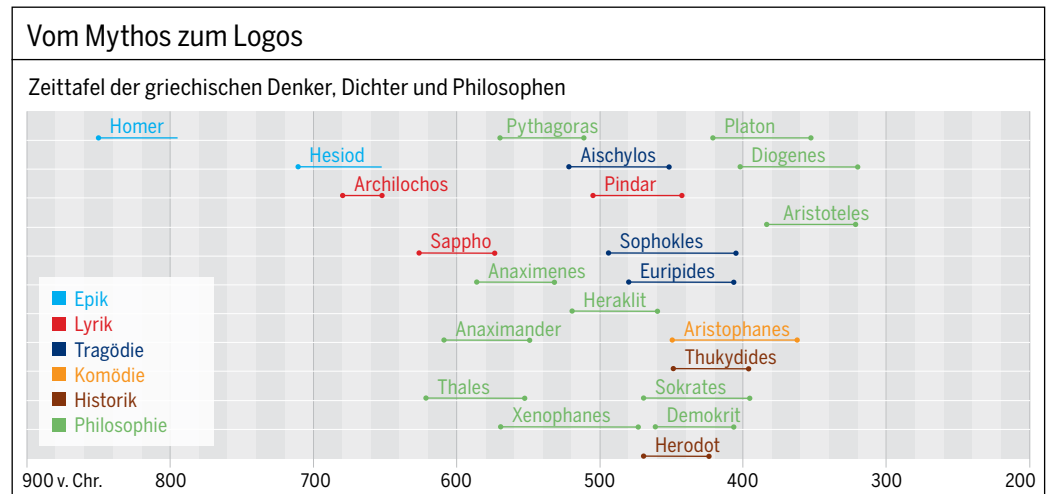
### Sehnsucht nach dem Naiven

Doch von Beginn weg ist der Gebrauch der Vernunft mit Enttäuschungen verknüpft. Bereits in der Entfaltung des Geistes schwingt Verbitterung mit. Die Lyriker fühlten sich auf neue Weise hilflos und verloren. Die Tragiker gewannen ein neues Bewusstsein von Schuld, entdeckten das schlechte Gewissen. Der Gewinn an Philosophie wird zum Verlust an Poesie. Abstraktes Denken führt zu kalter Entfremdung vom Persönlichen und Lebendigen. Demokrit lobt das Nicht-Staunen, dem stoi-

Dasein. Selbst als das kritische Denken bei den Griechen im 6. Jahrhundert v. Chr. erwacht ist, hält sich die grosse Masse an das Dichterwort: «So, wie der Staat es macht: Der alte Brauch ist der beste.»

Auch die Götter wurden freilich nie ganz verdrängt. Philosophen hat man wegen Asebie, wegen Frevels gegen die Götter, den Prozess gemacht. So traf es auch den Grössten unter ihnen, Sokrates. Wegen angeblich verderblichen Einflusses auf die Jugend sowie Missachtung der Götter reichte man ihm den Schierlingsbecher, aus dem er trank, obgleich er eine Fluchtmöglichkeit hatte, die er aber aus Respekt vor den Gesetzen nicht wahrnahm.

Selbst im Angesicht des Todes traf Sokrates seine – reiflich reflektierte – Wahl. Das Bild des Scheidewegs zwischen Laster und Tugend – des bewussten Wählens – ist im ausgehenden Altertum jedoch nicht mehr lebendig, im Mittelalter wird es zur toten Tradition. Schon in der hellenistischen Zeit setzt die eigentümliche Gegenbewegung ein, dass der Mensch sich wieder mehr und mehr bestimmt fühlt durch das Eingreifen göttlicher oder dämonischer



**Krönung durch die Philosophen:** Mit Sokrates schafft die Entfaltung des Geistes den Durchbruch.

schen Weisen ist es das Höchste, sich durch nichts aus der Fassung bringen zu lassen, und Cicero und Horaz preisen das *nil admirari* (nichts bewundern). Der Gewinn an Kultur macht viele ihrer überdrüssig, man sehnt sich nach dem Naiven, Natürlichen: Diogenes in seiner Tonne wünscht sich von Alexander dem Grossen nur das eine, er möge ihm aus der Sonne gehen. Schliesslich zieht ein Mann namens Johannes der Täufer hinaus in die Wüste, er kleidet sich in Kamelhaar und ernährt sich von Heuschrecken und wildem Honig.

Ein paar Generationen lang durchdringt der Logos alles, aber der Mythos ist nie ganz verschwunden. Bereits bei Begriffen wie Stoff, Kraft, Leben stösst der Logos auf unlösbare Rätsel, und er muss vollends darauf verzichten, uns den Sinn des Seins und Daseins zu deuten. So bleibt etwas Irrationales übrig. Man sehnt sich zurück in das «unschuldige»

Mächte. Mittelalterliche Darstellungen, auf denen auf der einen Seite ein Engel, auf der anderen Seite ein Teufel den Menschen reisst, zeigen drastisch, was mit dem einst wachen Geist und freien Willen geschehen ist.

Wie es ein Vergessen des entdeckten Geistes gibt, so auch ein Wiederentdecken des Vergessenen. Darin liegt die Freude, die uns die heissen Sommertage versüsst. Der Glaube, dass es Wahrheit, Schönheit und Recht gibt, auch wenn sie nur getrübt in unsere Welt scheinen, ist das kostbare Erbe der Griechen, das auch heute seine Kraft bewahrt.

**Bruno Snell:** Die Entdeckung des Geistes: Studien zur Entstehung des europäischen Denkens bei den Griechen, Vandenhoeck + Ruprecht, 2009. 334 S., Fr. 66.90

**Exklusiv für Weltwoche-Leser:** Die Zusammenfassung von Platons «Phaidon» und Aristoteles' «Metaphysik». Diese Woche kostenlos auf [www.getAbstract.com/weltwoche](http://www.getAbstract.com/weltwoche)

# Ungeteilte Lust

Bei Paaren tut sich ein neues Sexklischee auf: die erwartungsvolle Frau und der Mann, der immer zu müde ist.

Von *Beatrice Schlag*

Das Internet ist voll mit Klagen von Frauen, deren Männern die Lust auf Sex mit ihnen irgendwann irgendwie abhanden kam. Die Liebe ist noch da, die Freude aneinander auch. Aber der Mann hat nicht nur kaum noch eigenen sexuellen Hunger, der Appetit kommt auch nicht, wenn die Frau sich anstrengt, Reizwäsche trägt und immer wieder die Initiative ergreift. Er will nichts, als sexuell in Ruhe gelassen werden, egal, ob er Mitte zwanzig oder fünfzig ist.

Bekanntlich findet man im Internet alles und das Gegenteil von allem. Hellhörig macht, wenn man von Freundinnen und Bekannten zunehmend das Gleiche hört, wie man im Netz liest: Die Lust ihrer Partner serbelt. Es ist kein vorwurfsvolles Klagelied, sondern ein sehr verunsichertes: «Warum will mein Mann keinen Sex mehr? Bin ich zu dick? Ist mein Busen zu klein? Bin ich schlecht im Bett? Ist er enttäuscht von mir?» Die Frage, ob der Mann möglicherweise tatsächlich fast immer so erschöpft von der Arbeit kommt, dass seine Energie nur noch fürs Fernsehen reicht, stellen sich Frauen selten. Sie haben gelernt, dass Männer immer wollen. Wenn nicht, kann es nur eines bedeuten: Sie begehren einen nicht mehr. Und wenn sexuell unternehmungslustige Frauen in einer ansonsten liebevollen Beziehung von ihrem Partner nicht begehrt werden, galoppieren ihre Ängste, und ihr Selbstbewusstsein schrumpft.

## Einmal in der Woche

Als das Online-Newsportal *Huffington Post* vor wenigen Wochen um Berichte von Leserinnen bat, die sich von ihren Partnern mehr sexuelles Interesse wünschten, wurde es mit Zuschriften von Frauen jeden Alters überflutet. «Ich brauche nicht zweimal Sex am Tag, auch nicht täglich. Alles, was ich möchte, ist einmal in der Woche», schrieb eine 25-Jährige, die sich als attraktive, durchtrainierte Geschäftsfrau bezeichnete. «Aber alles, was ich von meinem Freund bekomme, ist einmal Sex im Monat. Wir waren fünf Monate lang bei einem Sexualtherapeuten, aber nichts hat sich geändert. Ich ziehe mich für ihn gern sexy an, aber das empfindet er als unfairen Druckversuch. Er hat keine Erektionsprobleme und masturbiert unter der Dusche oder auf der Couch, wenn er glaubt, ich sei nicht zu Hause. Das verletzt mich. Warum schliesst er mich nicht ein?»

«Mein Mann arbeitet Zehn-Stunden-Schichten, sechs Tage in der Woche. Am Abend sind wir

beide müde, gestresst und überarbeitet», sagte eine seit kurzem verheiratete Endzwanzigerin. «Aber wenn unsere Tochter im Bett ist, würde ich gern mit ihm schlafen. Er leider nicht. Er ist zu müde, zu erschöpft oder einfach nicht in Stimmung. Aber wir sind so jung, wir sollten doch noch ein reges Sexleben haben. Stattdessen vergeht eine Woche nach der andern ohne Sex, und wenn ich nicht protestieren würde, wären es vermutlich Monate. Jetzt schlafen wir mehr oder weniger alle zwei Tage zusammen, aber immer auf meine Initiative hin. Ich lerne, zu akzeptieren, dass ich vermutlich immer zu 95 Prozent die Aggressorin sein muss.»

Eine seit elf Jahren verheiratete Leserin berichtete, ihr Ehemann habe ihr einen Vibrator geschenkt, damit sie ihn endlich in Ruhe lasse. «Ich koche sein Lieblingsessen, trage sexy Kleider und Unterwäsche – umsonst. Ich habe keine Ahnung, was ihn antörnt. Druck zu machen, nützt nichts. Er hasst es, über das Thema zu reden. Während meiner Schwangerschaften hat er Sex verweigert. Jetzt, wo wir keine Kinder mehr wollen, weiss ich nicht, ob wir je wieder Sex haben werden. Er sagt, seine Arbeit sei getan.»

## Männliche Libido im Sinkflug

Männer haben wenig Ahnung, wie sehr ihre sexuelle Passivität Frauen verunsichert. Ihre traditionelle Rolle war immer das Begehren, nicht das Begehrtwerden. Verunsicherte Frauen wiederum haben selten genug Distanz zu sich selber, um die immer spärlicher werdende Lust des Mannes als das zu sehen, was sie sehr oft ist: eine Folge von Arbeitsstress und der Angst, als Liebhaber nicht zu genügen, wenn die Energie nur noch für einen Quickie reicht. Ein Bekannter Mitte dreissig, verheiratet und Vater sechsjähriger Zwillinge, sagte auf die Frage nach seinem Sexleben: «Ich würde gern mehr Sex haben, weil ich gern mit meiner Frau schlafe. Oft mache ich nur deshalb keine Anstalten, weil mir nach einem langen Arbeitstag der Angang einfach zu anstrengend ist. Es geht ja nicht nur um meine Befriedigung.»

Dass die männliche Libido im Sinkflug ist, belegen Studien aus mehreren Ländern. Vor rund dreissig Jahren gaben 18- bis 30-jährige Männer bei einer Untersuchung der Uni-Klinik Eppendorf in Hamburg an, 22- bis 28-mal im Monat Sex zu haben. Inzwischen liegen die Zahlen bei vier- bis zehnmal pro Monat. Einer der Gründe, sagt der deutsche Sexual-



«Der Angang ist einfach zu anstrengend.»

therapeut Reinhardt Kleber, seien die veränderten sexuellen Ansprüche der Frauen: «Männer sind durch das immer stärker werdende weibliche Selbstbewusstsein eingeschüchtert. Viele Frauen nehmen sich heute, was sie wollen. Da sind alte männliche Eroberungsmodelle nicht mehr gefragt. Nicht zu vergessen: Männer haben den Höhepunkt ihrer sexuellen Potenz mit siebzehn, Frauen etwa ab Mitte dreissig.»

Hauptgrund für die abgesackte männliche Libido ist allerdings nicht die Emanzipation der Frauen, sondern negativer Stress bei der Arbeit. Er verursacht nicht nur Herzbeschwerden, Magenleiden und Migräne, sondern auch sexuelle Unlust. «Sieben von zehn Führungskräften, die zu mir kommen, haben auch sexuelle Probleme», sagt Stresscoach Louis Lewitan. Allerdings werde davon meist erst auf seine Nachfrage hin geredet. In erster Linie berichteten seine Patienten von Schlaflosigkeit, Leistungsabfall im Beruf und einem verspannten Körper. «Charakteristisch ist, dass



Stresspatienten das Fehlen sexueller Lust selten als Mangel erleben. Die täglichen Anforderungen absorbieren Lebenskraft und Liebeslust. Essen, schlafen, arbeiten – mehr geht oft nicht. Wer gestresst ist, kann nicht mehr sinnlich sein, und damit verflacht das Gefühlsleben.» Wer den ganzen Tag Erwartungen und Wünsche von Vorgesetzten erfüllen und 150-prozentig funktionieren müsse, sagt die New Yorker Sexualtherapeutin Janet Wolfe, wolle daheim nicht auch noch die Erwartungen der Partnerin befriedigen.

#### Nachhilfe aus der Schublade

So nachvollziehbar der Sinnlichkeitsverlust durch Überarbeitung sein mag, so wenig ist zu verstehen, warum Männer so selten bereit sind, mit ihren Frauen über ihr schlaff gewordenes Sexleben zu reden. Ausser: «zu müde», ist ihnen selten etwas zu entlocken. Da auch viele Frauen unter Stress leiden und dennoch Lust auf mehr häuslichen Sex haben, halten sie die chronische Müdigkeit meist für eine Aus-

rede. «Ich war jahrelang überzeugt, mein Freund bestrafe mich mit Sexentzug, weil ich ein Kind von ihm abgetrieben hatte, obwohl er es wollte. Damals kannten wir uns gerade zwei Wochen», sagte eine Freundin, inzwischen 43. «Später erfuhr ich, dass er in all seinen längeren Beziehungen irgendwann keinen Sex mehr wollte. Es hatte rein gar nichts mit mir zu tun. Aber als Frau kann man sich das kaum vorstellen. Und darüber zu reden, lehnte er kategorisch ab.»

Die amerikanische Eheberaterin Cathy Meyer erfuhr nach elf weitgehend sexlosen Ehejahren durch eine urologische Untersuchung ihres Mannes, dass seine Testosteronwerte ungewöhnlich tief waren. Sie war erleichtert. Es gab einen handfesten Grund für seine Lustlosigkeit, und das Problem war lösbar. Aber ihr Mann wollte es nicht lösen. «Nach einem weiteren Besuch beim Urologen zog er eine Packung Viagra aus der Tasche, legte sie in ihre Nachttischschublade und sagte: «Wenn du Lust auf Sex hast, musst du von jetzt an

nichts weiter tun als danach fragen.»» Cathy Meyer sagt, sie habe in diesem Moment gewusst, dass ihre Ehe vorbei sei. Und daraus gelernt, dass man ein Problem nicht lösen könne, wenn man nicht dazu beigetragen habe.

#### Ratschlag Agenda-Sex

Die vielempfohlenen und -erprobten Versuche, mit High Heels, Strapsen, Handschellen oder luxuriösen Hotelwochenenden wieder Schwung in die gemeinsame Sexualität zu bringen, sind in der Regel mässig erfolgreich. Und die Frauen danach noch mutloser als zuvor. Der Vorschlag von US-Sexberatern, wie der ungeteilten weiblichen Lust in Paarbeziehungen beizukommen ist, hört sich deutlich geschäftlicher an: Agenda-Sex. Dreimal in der Woche fünfzehn Minuten im Terminplan reservieren. «Es muss ja nicht gleich zum Geschlechtsverkehr kommen. Konzentrieren Sie sich darauf, Ihrer Partnerin eine Freude zu machen.» In fünfzehn Minuten? Klingt arg hurtig, aber besser als endlos darben. ○



## Spionage

# Big Brother – na und?

Über eine weltumspannende Bespitzelung kann man empört sein oder sie als notwendiges Übel hinnehmen. Die Londoner zum Beispiel haben sich längst daran gewöhnt, dass sie überall auf der Strasse gefilmt werden. Für sie gilt die Devise: «Smile, you are on Camera.» Von Zoë Jenny

Als ich mit 25 Jahren von Zürich nach Peking flog, in meinem Gepäck meinen ersten Roman, hatte ich keine Ahnung, dass man mich dort bereits erwartete. Nicht nur von den Kulturveranstaltern, die mich eingeladen hatten, in Universitäten mit chinesischen Deutschstudenten über «Das Blütenstaubzimmer» zu sprechen, welches im Unterricht verwendet wurde, erwartet wurde ich auch von der Kommunistischen Partei, die mich während meines Aufenthaltes auf Schritt und Tritt beschattete.

Etwas verwundert nahm ich zur Kenntnis, dass man mich vor meinem ersten Treffen mit den Studenten «briefen» müsse. Man erklärte mir, ich dürfe weder Tibet noch die Vorkommnisse auf dem Tiananmen-Platz von 1989 erwähnen. Den Begriff «Demokratie» würde ich mir besser auch ersparen.

Eigentlich war ich ja gekommen, um über Literatur zu sprechen. Doch zur Sicherheit sass jeweils ein Vertreter der Kommunistischen Partei mit im Hörsaal und lauschte mit.

Bevor ich etwas gesagt, getan oder überhaupt gedacht hatte, wurde ich verdächtigt. Die Lehrkräfte erzählten mir, dieser «Generalverdacht» sei völlig normal. In China ist grundsätzlich jeder suspekt, und Besucher aus dem Westen sowieso.

Wie ungut das insgesamt ist, merkte ich, als ich in Schanghai meinen Vater in Basel anrief und sich plötzlich eine Stimme dazwischenschaltete, mit dem Hinweis, wir sollten uns doch bitte auf Deutsch weiterunterhalten. Offenbar war man auf der chinesischen Abhörzentrale mit dem Schweizerdeutsch überfordert. Die schon dreiste Selbstverständlichkeit, mit der mein Telefon abgehört wurde, war doch erstaunlich.

Plötzlich konnte ich auch die allesamt irgendwie paranoid wirkenden Deutschlehrer verstehen, und als ich hörte, dass Journalisten und Schriftsteller auch des Öfteren mal «verschwinden», wurde auch ich paranoid und trat unversehens die Rückreise an.

Der Besuch in China hat mir gezeigt, was für ein unglaubliches Privileg es ist, in einem Rechtsstaat beziehungsweise einer Demokratie zu leben.

Doch bespitzelt wird überall, wenn auch aus unterschiedlichen Motiven. Es ist nämlich ein wesentlicher Unterschied, ob ein Staat spitzelt, weil er grundsätzlich ein Feind individueller Freiheit ist, oder ob er seine Bürger und

andere Länder beschattet, weil er ebendiese Freiheit vor Terror schützen will. «Big brother is watching you» – so oder so.

Wenn dies in einem Ausmass geschieht, wie es Edward Snowden aufgedeckt hat, kann man empört sein – oder es aber hinnehmen als notwendiges Übel.

So wie die Engländer, die sich schon längst daran gewöhnt haben, dass sie, sobald sie ihr Haus verlassen und auf die Strasse treten, gefilmt werden. Und zwar auf Schritt und Tritt. Wenn man in die Untergrundbahn geht, in den Bus steigt,



Auf Schritt und Tritt: Banksy-Graffiti in London.

im Supermarkt einkauft. In den acht Jahren, in denen ich in London lebte, war das für mich normal. Niemand regt sich auf. Im Gegenteil. Wer es sich leisten kann, montiert sogar noch eine eigene Kamera über seine Haustür. Privatsphäre? Datenschutz? Interessiert hier niemand. Sicherheit ist alles. Man lässt sich freiwillig beschatten, und wer nichts zu verbergen hat, hat damit auch kein Problem. «Der gläserne Mensch» ist in England schon längst Realität.

Keine Stadt der Welt ist so flächendeckend mit CCTV (Closed Circuit Television) ausgestattet wie London. Durchschnittlich wird man an einem Tag in London 300-mal gefilmt. Wer

hat Zugang, was ist mit Datenschutz? Niemand fragt. Für die Londoner gilt die Devise: «Smile, you are on camera.»

Seit dem Terrorangriff in der Londoner Untergrundbahn am 7. Juli 2005, bei dem 52 Menschen ermordet wurden, ist die Akzeptanz umfänglicher Überwachung zusätzlich angestiegen.

### Der Geheimagent vom MI5

Tatsache ist auch, dass seither unzählige *terror plots* durch den Geheimdienst vereitelt wurden. Davon hört die Öffentlichkeit aber nichts. Und das ist gut so. Denn wenn alle alles wüssten, würden Chaos und Panik ausbrechen. So erklärte es mir P., ein junger Agent, der für den britischen Geheimdienst MI5 arbeitet. Beschattet werden vor allem auch die eigenen Leute. Bevor er als «Rekrut» aufgenommen wurde, musste er sich selber bespitzeln lassen. Und nicht nur er, seine Familie, seine Freundin, sein gesamter Freundeskreis wurden monatelang durchleuchtet, interviewt, psychologischen Tests unterzogen.

Der Arbeitsalltag könne dann allerdings recht langweilig sein, meinte er. Da sitzt man tagelang in «Starbucks» und wartet auf X, der dann gar nicht kommt. Die Hauptarbeit liegt aber darin, Daten zu sammeln. Je mehr, je besser. Das allermeiste davon: heisse Luft. Vielleicht hat sich Edward Snowden beim Big-Data-Sammeln in seinem Büro in Hawaii einfach nur furchtbar gelangweilt.

Sein Enthüllungsfeldzug ist vor allem eines: eine kalte Dusche für den gegenwärtigen *global village*-Hype. Man ist sich eben doch fremder, als man wahrhaben will. Freunde und Verbündete hin oder her: Es wird bespitzelt, was das Zeug hält. Daran wird sich auch in Zukunft nichts ändern. Und Barack Obama, der bisher als Repräsentant des Guten die ganze Sympathie der Welt hatte, wirkt plötzlich ziemlich uncool.

Edward Snowden hat auch noch etwas anderes gezeigt: Es gibt keine hundertprozentige Sicherheit, sowie es keine hundertprozentige Privatsphäre gibt. Frei sind höchstens die Gedanken. Gegen diese allerdings ist der restriktivste Staat und jeder Geheimdienst dieser Welt vollkommen machtlos.

Zoë Jenny ist Schriftstellerin. Sie lebte acht Jahre in London.

# Ältere Mütter haben es schwerer

Die Zahl der Frauen, die mit 35 Jahren oder später ihr erstes Kind bekommen, steigt rasant. Das hat für die Mütter zwar einige Vorteile, aber die Nachteile überwiegen, wie unsere Autorin aus eigener Erfahrung weiss. *Von Daniela Niederberger*

Bereits dreissig Prozent der Neugeborenen haben eine Mutter, die 35 Jahre alt ist oder mehr. Ich war 38- beziehungsweise 39-jährig, als unsere Töchter zur Welt kamen. Nicht dass ich das so geplant hätte, es kam einfach so. Erst liess ich mir mit dem Studium Zeit, dann machte ich eine Ausbildung bei einer Nachrichtenagentur, und danach wollte ich endlich arbeiten. Ich hatte meinen Beruf sehr gern und dachte nicht im Entferntesten daran, demnächst Mutter zu werden. Und so verstrichen wieder ein paar Jahre. Bis sich der Kinderwunsch meldete und zum Glück der Richtige daherkam. Ich habe die Kurve gerade noch erwischt. Mein Rat an meine Töchter wird aber später einmal sein: «Wartet nicht zu lange.»

Weil es Nachteile mit sich bringt, eine alte Mutter zu sein: Es beginnt schon, wenn das Baby noch im Bauch ist. Die Frauenärztin weist einen beim ersten Besuch darauf hin, dass man eine «Risikoschwangerschaft» habe. Das heisst: Termin um Termin, Ultraschalle, Kurven, die zeigen, wie rasant die Gefahr zunimmt, ein Kind mit Downsyndrom auf die Welt zu bringen. Bei der Geburt schnallen sie einem ein Horchgerät um den Bauch, um die Herztöne des Babys abzuhören, sein Herzlein könnte ja aufhören zu schlagen.

Wäre ich nicht absolut überzeugt gewesen, dass alles in bester Ordnung ist (ich fühlte mich jung und gesund), hätte mich das ganze Getue nervös gemacht. Und das macht es wohl auch viele ältere Mütter, weshalb es häufiger zu Kaiserschnitten kommt.

Ist das Kleine endlich da, wird der Körper mit Hormonen und allerlei Jungmachern geflutet. Jedenfalls fühlte ich mich besser denn je, Schlafentzug hin oder her. Das hält nicht an. Jetzt bin ich 46 und nach jeder Nacht mit unterbrochenem Schlaf ziemlich erledigt. An ein drittes Kind wäre – einmal abgesehen vom Alter – nicht zu denken. Eine Kollegin, die 33 Jahre alt ist und drei Kinder hat, liebäugelt mit einem vierten. Sie sieht erholt und frisch aus. Wer also nicht bloss ein oder zwei Kinder möchte, muss früher beginnen. (Dumm ist nur, dass man zu Beginn nicht weiss, wie viel Freude Kinder bringen, und man darum auch nicht wissen kann, ob man vielleicht ganz viele möchte.)

## Ich möchte nur noch schlafen

Wenn ich schon jetzt, mit Mitte vierzig, an manchen Tagen, wenn die Kinder streiten, nur noch schlafen möchte, wie wird es dann mit Mitte fünfzig sein, wenn die lieben Kleinen in der Pubertät sind? Gute Nacht! Kinder bringen

zwar viel Freude, können einen aber auch an den Rand des Wahnsinns treiben.

Da kommen die eigenen Eltern wie gerufen. Man denkt: «Ein paar Tage in ein schönes Hotel, nur mein Mann und ich, und die Mädchen zu den Grosseltern.» Doch, halt. Die sind ja schon über siebzig. Meine Eltern lieben ihre Enkelinnen sehr und hüten sie regelmässig – aber können wir sie ihnen für zwei, drei Nächte zumuten, oder gar für eine Woche?

Als mein Bruder und ich klein waren, verbrachten wir schon mal eine Woche beim Grosi, während unsere Eltern nach Ibiza flogen. Die Fotos zeigen zwei gut Dreissigjährige auf einer Vespa, mein Vater in Segeltuch-Turnschuhen und mit üppiger Frisur, meine Mutter mit Kopftuch und im Mini, beide jung. Die Grosseltern, die uns hüteten, waren Ende fünfzig.

Wer sich Entlastung durch die Grosseltern erhofft, sollte auch früher eine Familie gründen.

## Meine innere Ruhe

Meine Schwägerin war dreissig, als sie ihre Kinder bekam. Jetzt ist sie Ende vierzig, und die Tochter zieht aus. Die Mutter ist frei, sie war gerade in Südfrankreich, und im Beruf ist sie, seit die Kinder im Gymnasium sind, voll durchgestartet. Ich dagegen werde sechzig sein, wenn die Kinder draussen sind, und wahrscheinlich eher langsam landen. Klar, sechzig ist kein Al-

ter, man ist so jung, wie man sich fühlt, et cetera. Aber wird man noch etwas Neues machen oder die ganz grosse Reise planen?

Ein paar Vorteile hat es trotzdem, ein Mami älteren Semesters zu sein, und zwar nicht unwichtige. Man weiss, wer man ist. Man muss sich und anderen nichts mehr beweisen. Ich habe den Beruf, den ich wollte, und habe darum nicht den Stress: «Schaffe ich den Wiedereinstieg?» «Wäre eine Weiterbildung gut?» Oder gar: «Was könnte ich beruflich machen?» Das gibt mir und dem Familienalltag Ruhe. Ausserdem: Ich bin gereist, ich war an mancher Party, und jetzt bin ich zufrieden mit meinem Leben mit Kindern. Ich habe nicht das Gefühl, etwas zu verpassen.

Dennoch werde ich meinen Töchtern dereinst den Rat geben, nicht zu lange zu warten mit der Familie. Ich ertappte mich schon bei dem Gedanken, es wäre gescheiter, sie lernten Köchin oder Krankenschwester, einfach etwas mit relativ kurzer Ausbildung, oder besuchten eine Fachhochschule, wo das Studium nicht so lange dauert. Natürlich ist das lächerlich und sinnlos. Die Kinder werden ihren Weg gehen und sich nicht um meine Überlegungen kümmern. Ich möchte ihnen einfach das Schicksal der topausgebildeten Frau ersparen, die mit über vierzig Jahren merkt, dass sie gerne eine Familie hätte und dass es dafür jetzt zu spät ist. ○



*Mit Hormonen und allerlei Jungmachern geflutet.*





*Ende des Regenbogens:* Fotografie des Amerikaners Philip-Lorca diCorcia.



## Bau mir eine Burg, Kleiner

Von Daniele Muscionico

Das nennt man Heldendämmerung. Da verspricht uns so ein Kerl, ein Haus zu bauen, einen Garten zu bestellen, einen Baum zu pflanzen – all das zu tun, wozu ein Mann auf der Welt ist. Und dann das: Das Haus ist ein hässlicher Sandhaufen, im Garten ist nichts los, und der Baum, der wächst beim Nachbarn. Muss man da nicht enttäuscht sein als Dame?

Nach diesem Urlaub auf Cape Cod wird dieses Mädchen erwachsen sein. Es wird wissen, dass man Märchen nicht glauben kann – und noch weniger den Märchenonkeln. Keinen Immobilienmaklern und keinem Versprechen auf ewige Werte. Und was – oder wen – ihr Vater unterm Hügelgrab einbuddelte, wird dessen Geheimnis bleiben. Seinen eigenen Kinderglauben an Märchen, vielleicht.

Der amerikanische Fotograf Philip-Lorca diCorcia hat dieses Bild gemacht, eine Urlaubsszene als Frustrationserlebnis. Das Ende einer Illusion, das Ende des Regenbogens. Und wenn ihm nun die Frankfurter Schirn Kunsthalle als erstes Haus in Europa eine grosse Übersichtsausstellung widmet, wird man erkennen: DiCorcia ist der Fotograf Amerikas nicht als eines Landes der unbegrenzten Möglichkeiten, sondern als einer Nation der verlorenen Hoffnung und Mythen.

DiCorcia entzaubert die amerikanische Kindheit und entzaubert den amerikanischen Helden schlechthin, den Cowboy und Marlboro-Mann, Ikone des selbstbestimmten Lebens und Trabens in Gottes freier Natur. Bei ihm reitet der Cowboy nicht in den Sonnenuntergang, sondern durch ein vom Waldbrand verödetes Tal.

«East of Eden» heisst sein neuestes Langzeitprojekt, der Künstler nimmt ein Land in den Blick, das mit dem Einbruch der Immobilienkrise seine Unschuld verloren hat und seinen Glauben an sich selbst. «Bis dahin glaubten die Menschen, ob manipuliert oder nicht, dass alles gut würde, dass wir den Krieg gewinnen würden, dass man fünf Autos und jedes Jahr ein neues Haus haben könnte. Danach waren wir vertrieben aus dem Paradies», sagt er in einem Interview.

«God's own country»? Das war einmal. Die Frankfurter Ausstellung zeigt, dass der Herrgott dieses Land aus seinem Blick verloren hat und seine schützende Hand jetzt bestenfalls anderswo ausstreckt. Wenn er sich nicht gleich von der gesamten Menschheit abgekehrt hat. Und nur noch dort wirkt, wo Menschen womöglich nicht mehr an sich selber glauben, doch weiterhin an die Macht der Kunst.

**Philip-Lorca diCorcia:** Photographs 1975–2012, Schirn Kunsthalle Frankfurt, bis 8. September. Interview mit dem Künstler auf Youtube.

## Bestseller

### Belletristik

- 1 (1) **Martin Suter:** Allmen und die Dahlien (*Diogenes*)
- 2 (2) **Dan Brown:** Inferno (*Bastei Lübbe*)
- 3 (4) **Jonas Jonasson:** Der Hundertjährige ... (*Carl's Books*)
- 4 (3) **Blanca Imboden:** Wandern ist doof (*Wörterseh*)
- 5 (5) **Donna Leon:** Tierische Profite (*Diogenes*)
- 6 (6) **Jean-Luc Bannalec:** Bretonische Brandung (*Kiepenheuer & Witsch*)
- 7 (7) **Jean-Luc Bannalec:** Bretonische Verhältnisse (*Kiepenheuer & Witsch*)
- 8 (9) **Stephen King:** Joyland (*Heyne*)
- 9 (8) **Martin Walker:** Femme fatale (*Diogenes*)
- 10 (10) **Susan Elizabeth Phillips:** Wer Ja sagt, muss sich wirklich trauen (*Blanvalet*)

### Sachbücher

- 1 (2) **Eben Alexander:** Blick in die Ewigkeit (*Ansata*)
- 2 (1) **Bronnie Ware:** 5 Dinge, die Sterbende am meisten bereuen (*Arkana*)
- 3 (–) **Gian Domenico Borasio:** Über das Sterben (*C. H. Beck*)
- 4 (4) **Jamie Purviance:** Weber's Grillbibel (*Gräfe und Unzer*)
- 5 (5) **Duden:** Die deutsche Rechtschreibung (*Bibliographisches Institut*)
- 6 (9) **Rolf Dobelli:** Die Kunst des klaren Denkens (*Hanser*)
- 7 (7) **Jacky Gehring:** Body Reset – Das Erfolgsprogramm (*Weltbild*)
- 8 (10) **Lukas Fischer:** 1001 Ausflugsziele (*Weltbild*)
- 9 (6) **Wilfried Meichtry:** Mani Matter (*Nagel & Kimche*)
- 10 (–) **Wolfram Meister:** Zürich geht aus! 2013/2014 (*Gourmedia*)

**Quelle:** Schweizer Buchhändler- und Verlegerverband SBVV/Mediacontrol

### Apropos: Vandalen-Kunst

Auf dem Zürcher Paradeplatz stehen neun zerschlagene Glasscheiben. Dass es sich dabei um ein Kunstwerk handelt, ist kaum erkennbar. Der Künstler Lori Hersberger will mit diesem Werk den Vandalismus thematisieren, heisst es im Katalog zur Freiluft-Kunstaktion «Gasträume», in deren Rahmen das Werk aufgestellt wurde. Die Vandalismus-Kunst hat aber ein Problem: Den Vandalismus. Die Scheiben wurden immer mal wieder ganz eingeschlagen. Auf das Panzerglas mit einer Eisenstange einzuhämmern, ist aber ein Privileg des Künstlers, das er nicht hergeben möchte. Gemäss *Tages-Anzeiger* spiele er nun mit dem Gedanken, die Skulptur nachts von Securitas-Leuten bewachen zu lassen. Das Verhalten des Künstlers erinnert an einen Dieb, der zur Polizei rennt, nachdem er bestohlen wurde. (rb)

## Zeitgeschichte

# Mitleid schlägt Grausamkeit

Dem kürzlich verstorbenen Henning Ritter ist mit dem Essay «Schreie der Verwundeten» eine glanzvolle Rundschau auf die Widersprüche zwischen Humanität und Brutalität gelungen. Von Oliver vom Hove

Die Gewalt lässt uns nicht los. Auch in lange gewaltfreien Zeiten und Zonen drängt sie sich täglich in unser Bild von der Welt. Als *ultima irratio* aller Lösungen hält sie stets dort blutige Ernte, wo angesichts ungelöster Konflikte die Verhandlungspolitik und ihr «langsames Bohren von harten Brettern» (Max Weber) verworfen wird.

Die Gewalt gibt uns nicht frei. Religiöser Fanatismus, enttäuschtes Wunschdenken und ein durch geschichtliche Überlieferung aufrechterhaltenes Rachebedürfnis sind der gefährlichste Zunder. Dazu kommt, so der vor kurzem verstorbene deutsche Essayist Henning Ritter, seit der Französischen Revolution das kalte Grundsatzdenken, das bereit ist, mit einem Federstrich Massen von Menschen einer Idee zu opfern. «Das mit letzter Konsequenz gewollte Gute wird böse», stellt Ritter fest und

### Dunants Blick blieb an den Verwundeten und ihrem Schicksal haften.

zitiert in seiner Porträtstudie zu Robespierre den grossen französischen Historiker Jules Michelet: «Le vrai roi moderne: le scribe.»

Indes, im Jahrhundert nach der Französischen Revolution blieben «Die Schreie der Verwundeten» – so der Titel von Ritters Essayband – nicht ungehört. In seinem geschichtlichen Rückblick auf die Entwicklung des Mitleids als Gegenwehr zur Grausamkeit zeigt Ritter: Einzelne Persönlichkeiten brachten im 19. Jahrhundert eine Zivilisation der organisierten Barmherzigkeit voran.

### Ganz in Weiss auf dem Schlachtfeld

Der aus Lausanne gebürtige liberale Philosoph Benjamin Constant etwa versuchte, im Frankreich nach der Revolution die Würde des Individuums gegen die Bürde des *citoyen* zu restaurieren, auch um den Preis einer teilweisen Abkehr vom politischen Engagement. Schopenhauer wiederum hob im Widerspruch zu Kant das Mitleid mit allem Kreatürlichen auf den ethischen Schild. Und Alexis de Tocqueville brachte aus Amerika die Erkenntnis mit, dass Mitleid künftig nicht mehr auf die aristokratische Klasse beschränkt, sondern «demokratisiert» werde.

Tatkräftig in diesem Sinn wurde erst der Schweizer Henri Dunant. 1859 eilte er ganz in Weiss über das Schlachtfeld von Solferino und

berichtete voller Entsetzen: «Österreicher und Alliierte bedrängen einander, schlagen sich tot über blutenden Leichnamen, erschlagen einander mit Kolbenhieben, hauen sich die Schädel ein, schlitzten sich mit dem Säbel oder dem Bajonett den Bauch auf; es gibt kein Pardon mehr, es ist eine Schlächterei, ein Kampf wilder Tiere, die rasen und trunken von Blut sind.»

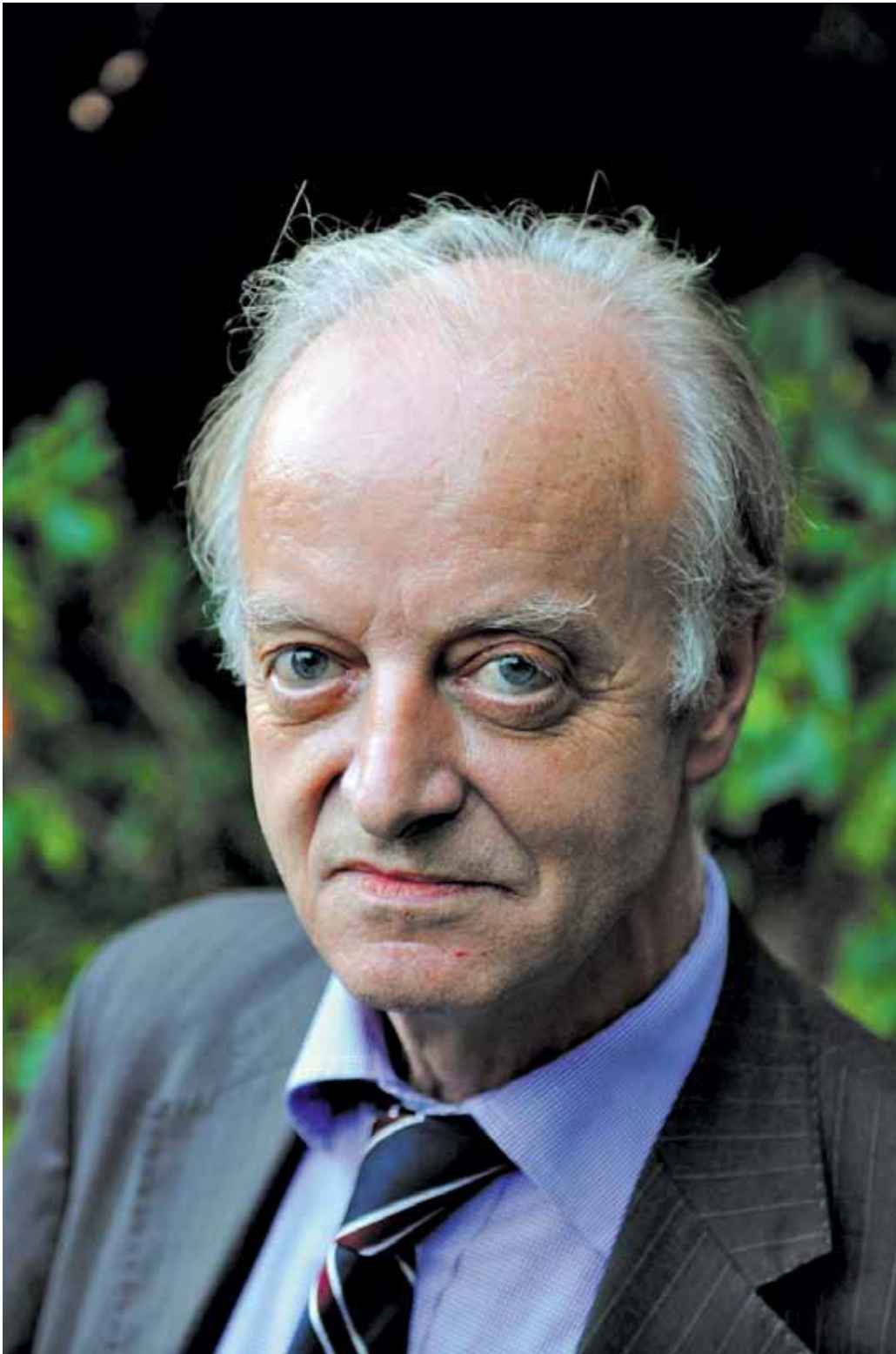
Im Unterschied zu den Kriegshistorikern mit ihren oftmals zu Heldenbildern stilisierten Schlachtendarstellungen blieb Dunants Blick an den Verwundeten und ihrem Schicksal haften. In seinem flammenden Appell «Eine Erinnerung an Solferino» berief er sich auf das Vorbild von Florence Nightingale, die als «Lady with the Lamp» im Krimkrieg 1854 auch nachts den Verwundeten beistand. Dunant wusste allerdings: Um mit der Kriegstechnik Schritt zu halten, müsste die freiwillige Hilfe grossflächig organisiert werden, zumal die Kriegsgefahr wachse: «Müssen nicht in diesem Jahrhundert», schrieb er in der Schlussbetrachtung seines Buches, «in dem das Unvorhergesehene eine so grosse Rolle spielt, die Kriege ganz plötzlich und unvorhergesehen ausbrechen?»

### «Rascher Erfolg»

Im Folgenden ging es Schlag auf Schlag. Ein Jahr nach Veröffentlichung seines Aufrufs wurde das Internationale Rote Kreuz gegründet, 1864 die Genfer Konvention beschlossen. «Kaum je hat ein Privatmann bei der Durchsetzung einer humanitären Idee einen so raschen Erfolg gehabt», schreibt Ritter. Dem Geschäftsmann Dunant freilich blieb der Erfolg bei seinen kühnen Unternehmungen nicht treu. Lange Zeit halb vergessen, erhielt er dann doch 1901 zusammen mit dem französischen Pazifisten Frédéric Passy den ersten Friedensnobelpreis.

«Durch Mitleid wissend», heisst es im «Parsifal» von Richard Wagner, dem Nietzsche die Hinwendung zur christlichen Barmherzigkeit so übel angekreidet hat. Doch es war wiederum Nietzsche, der Charles Darwins Entdeckung der Natur als «Schlachtbank des Lebens» nicht wie die meisten seiner Zeitgenossen als Kränkung der Spezies Mensch empfand, sondern früh auf dessen umso grössere kulturelle Leistung verwies.

Henning Ritter, der Begründer und langjährige Leiter des Ressorts «Geisteswissenschaften» in der *Frankfurter Allgemeinen Zeitung*, hat



*Eklektiker des Geistes:* Publizist Ritter (1943 – 2013).

als Eklektiker des Geistes, vornehmlich des 18. und 19. Jahrhunderts, auf viele ideengeschichtliche Querverbindungen aufmerksam gemacht. Hier ist ihm zuletzt, abermals stilistisch glanzvoll, eine überraschungs- und erkenntnisreiche Rundschau auf die uns betreffenden Widersprüche zwischen Humanität und Grausamkeit gelungen.

### Schrecklicher Höhepunkt

In einem möchte man Ritter doch widersprechen. «Gerade weil die modernen Völker keinen kriegerischen Geist hatten, waren ihre

Kriege so grausam», gibt er Überlegungen von Stendhal und Constant wieder. Die Chroniken und sonstigen Zeugnisse des Mittelalters sprechen eine andere Sprache: Die Grausamkeiten waren damals mitnichten geringer, nur waren die technischen Mittel längst nicht so ausgefeilt. Im 20. Jahrhundert erreichten sie dann einen nie erahnten schrecklichen Höhepunkt.

**Henning Ritter:** Die Schreie der Verwundeten. Versuch über die Grausamkeit. 188 S., C.H. Beck. Fr. 31.90

## Jazz

# Zurück in den Dschungel

Von Peter Rüedi

**E**pochale Tonaufnahmen verbieten in der Regel Remakes. In «Kind of Blue» scheint jeder Ton für die Ewigkeit gesetzt, auch wenn Miles Davis damals mit nicht mehr als ein paar Skizzen im Studio anrückte. Proben gingen auch der Session, zu der sich am 17. September 1962 Duke Ellington, Charles Mingus und Max Roach trafen, nicht voraus. «Money Jungle» entstand im Studio, an einem einzigen Tag. Allein, welch ein Unterschied! War Miles' Meisterwerk die Vollendung eines Lebenswerks, zumindest eines Abschnitts davon, war Ellingtons Trio-Produktion ein ausgefallenes Experiment: eine der wenigen Aufnahmen des Maestros als Pianist, ohne sein Orchester, und dies in der Auseinandersetzung mit gleichwertigen Partnern aus einer anderen Generation. Bewunderern, für ihn aber gleichwohl eine grosse Herausforderung.

Zwischen den Stilen und Generationen knistert es bis heute unvermindert. Nicht klassische Vollendung teilt sich uns mit, sondern ein vehementer, stellenweise aufgerissener, fragmentarischer, ziemlich wilder Dialog zwischen gleichgewichtigen Temperamenten. Hochspannung. Unter der gewinnt das Piano des ansonsten so eleganten Grandseigneurs stellenweise eine dissonante Krudheit, etwas schroff Expressives – wenig verwunderlich, dass die Aufnahme zeitgenössischen Pianisten von Matthew Shipp bis Vijay Iyer als Schlüsselerlebnis gilt. Verharrt die Nachwelt vor der Zeitlosigkeit von «Kind of Blue» in Adoration, provoziert «Money Jungle» die Auseinandersetzung. Im Fall der Drummerin Terri Lyne Carrington mit eben diesem Untertitel: «Provocative in Blue». Das gelingt ihr im Trio (mit dem Pianisten Gerald Clayton und dem raumgreifenden Bass von Christian McBride) besser als in den paar Titeln, für die sie noch einige Bläser garnierte. Auch ziehen montierte Zitate von Martin Luther King bis Bill Clinton (inklusive eines von Herbie Hancock rezipierten ästhetischen Bekenntnisses Ellingtons) die Sache etwas ins Didaktische. Gleichviel: Aus der Musik des alten Meilensteins sprühen noch jede Menge neue Funken.



**Terri Lyne Carrington:** Money Jungle. Provocative in Blue. Concord CJA-34026-02 Duke Ellington / Charlie Mingus / Max Roach: Money Jungle. Blue Note CDP 7 46398 2

## Top 10

### Knorrs Liste

1	<b>Child's Pose</b>	★★★★★
	Regie: Calin Peter Netzer	
2	<b>Monsters University</b>	★★★★★
	Regie: Dan Scanlon	
3	<b>Now You See Me</b>	★★★★☆
	Regie: Louis Leterrier	
4	<b>The Grandmaster</b>	★★★★☆
	Regie: Wong Kar-Wai	
5	<b>Before Midnight</b>	★★★★☆
	Regie: Richard Linklater	
6	<b>Epic</b>	★★★★☆
	Regie: Chris Wedge	
7	<b>Despicable Me 2</b>	★★★★☆
	Regie: Pierre Coffin, Chris Renaud	
8	<b>Man of Steel</b>	★★★★☆
	Regie: Zack Snyder	
9	<b>World War Z</b>	★★★★☆
	Regie: Marc Forster	
10	<b>The Place Beyond the Pines</b>	★★★★☆
	Regie: Derek Cianfrance	

### Kinozuschauer

1 (-)	<b>Despicable Me 2</b>	33 171
	Regie: Pierre Coffin, Chris Renaud	
2 (-)	<b>Now You See Me</b>	13 261
	Regie: Louis Leterrier	
3 (2)	<b>The Heat</b>	7155
	Regie: Paul Feig	
4 (1)	<b>World War Z</b>	6246
	Regie: Marc Forster	
5 (-)	<b>The Call</b>	1944
	Regie: Brad Anderson	
6 (3)	<b>Man of Steel</b>	1538
	Regie: Zack Snyder	
7 (4)	<b>Monsters University</b>	1427
	Regie: Dan Scanlon	
8 (5)	<b>Hangover 3</b>	1312
	Regie: Todd Phillips	
9 (-)	<b>The Grandmaster</b>	1041
	Regie: Wong Kar-Wai	
10 (8)	<b>Fast and Furious 6 (3-D)</b>	985
	Regie: Justin Lin	

Quelle: Schweizerischer Filmverleiher-Verband;  
Zuschauerzahlen vom Wochenende (Deutschschweiz)

### DVD-Verkäufe

1 (1)	<b>Die fantastische Welt von Oz (Disney)</b>
2 (2)	<b>Stirb langsam 5 (Fox)</b>
3 (3)	<b>Les misérables 2012 (Universal)</b>
4 (-)	<b>Warm Bodies (Ascot Elite)</b>
5 (4)	<b>Django Unchained (Sony)</b>
6 (6)	<b>Get the Gringo (Ascot Elite)</b>
7 (7)	<b>Schlussmacher (Fox)</b>
8 (-)	<b>Ich – einfach unverbesserlich (Universal)</b>
9 (9)	<b>Der Hobbit (Warner)</b>
10 (5)	<b>The Impossible (Ascot Elite)</b>

Quelle: Media Control



Verkörperung der Balance: Ryan Gosling in «Only God Forgives».

### Kino

## Das coole Glühwürmchen

Ryan Gosling gilt als Star. Warum eigentlich? In «Only God Forgives» zeigt er, was er in Wahrheit ist: ein aparter Poseur.  
Von Wolfram Knorr

Er ist der Liebling der Filmkritik, der Liebling der Arthouse-Klientel und scheint ein unbewusstes Anbetungsbedürfnis zu befriedigen, das sich immer wieder mal an schwer ambitionierten Mimen wie Ben Kingsley oder Bruno Ganz festmacht: der gebürtige Kanadier Ryan Gosling. Eng mit A. J. McLean von den Backstreet Boys befreundet und mit der Musik liebäugelnd, startete er seine Karriere lieber beim «Mickey Mouse Club», jenem Format, das Britney Spears, Christina Aguilera und Justin Timberlake berühmt machte.

Dank seiner Rolle als namenloser Fluchtfahrer in Nicolas Winding Refns «Drive» (2011) ist er offenbar die neue Anbetungsfigur: wortkarg, hochsensibel, gebildet anmutend, edel. Radikal entgegengesetzt zu maulfaulen Rinnstein-Heroen à la Jason Statham. Gosling beherrscht extrem apart die Balance zwischen Geist und Tat. In seinem jüngsten Film, «Only God Forgives», wieder von Nicolas Winding Refn, spielt er einen Drogendealer und Hobby-Boxer, der in Bangkok den gewaltsamen Tod seines älteren Bruders nicht nur auf Druck seiner Furie von Mutter rächen will. Refns Zeitlupen-Exzesse sind eine Art Lackmusprobe und enthüllen Gosling als Poseur, als die Verkörperung der Balance – aber ohne Geist und Tat.

In allen interessanten Rollen, ob als crack-süchtiger Lehrer in «Half Nelson» (2006) oder

als undurchsichtiger, eiskalter Killer in «All Beauty Must Die» (2010), ist er der «Überstudierten»-Typus, der nach Schauspielschul-Kursen Erfahrungen mit Einserkandidaten-Wissen durchspielt, ohne Erlebnisse spürbar zu machen. Akkurat in der Rolle als Motorrad-Stuntfahrer Luke in Derek Cianfrances natürlich hochgelobtem Schicksaldrama «The Place Beyond the Pines» (2012). Ein von Einsamkeit und In-die-Welt-Geworfenheit umwölkter Knabe, dessen Tattoos vor Zeitgenossenschaft glühen, im Gegensatz zu seinen Emotionen, die in der Kälte des Lebens, ach was, in der Tiefkühltruhe des Alls ruhen.

Da trifft jugendliche Feinnervigkeit auf mondäne Müdigkeit angesichts eines Lebens, das ein Traum, aber eben auch ein Alptraum ist: «Note eins! Setzen!» Irgendwie erinnert er an gewisse Glühwürmchen-Arten, die mit ihren Lichtblitzen nicht zur Hochzeit locken, sondern zum Frass. Und Ryan Gosling ist unter den Einsamkeits-tough-guys das Glühwürmchen, das die Filmkritik mit seinen Lichtblitzen lockt und in Duldungsstarre versetzt.

Gemessen an Steve McQueen, «King of Cool» genannt (mit dem Gosling tatsächlich verglichen wird), oder Robert Mitchum, ist Gosling ein Hänfling. Er gehört zu jenen Jünglingen, die sich in der harten Macker-Pose feinsinnig selbst genießen und mit

spielerischer Attitüde narzisstisch in immer neuen Sensibilitäten «fortspiegeln». Dabei klebt ihm der «Mickey Mouse Club» nach wie vor an der Backe. Ein Einsam-sind-die-Tapfere-Backstreet-Boy; ein putziger Junior-Bogey. Wahrscheinlich wird er gerade deshalb so vergöttert – er zeigt dabei immer so gute Manieren. ★★☆☆☆

## Weitere Premieren

**Pacific Rim** — Gerade erst haben Millionen von Zombies die Menschheit in die Hirnlosigkeit getrieben («World War Z»), und schon wird im Zuge der hollywoodschen Ereignis-Inflation das nächste Rhinoceros über die Leinwand getrieben. Diesmal sind es überriesige Riesenmonster, die – mal was anderes – aus dem Pazifik aufsteigen und die Städte unter ihren riesigen Riesen-Plattfüssen zermalmen. Um ihnen Paroli zu bieten, bauen die bedrängten Menschen riesige Riesenroboter, die ebenfalls alles zerdeppern. Nur gelegentlich knüpft Guillermo del Toros Hommage an die japanischen Monsterfilme der fünfziger Jahre an seine Märchen- und Fantasie-Einfälle wie «Pans Labyrinth» und «Hellboy» an. Der überwiegende Rest ist humorfreie Gigantomanie. ★★☆☆☆



Humorfreie Gigantomanie: «Pacific Rim».

**Au bout du conte** — Mit Kindern spielt man Märchen, während die Erwachsenen sich in einem Strudel absurder, irrer, trauriger, bi-

zarrer Situationen verheddern, die sich aus lauter Missverständnissen zusammensetzen. Alle wollen das Beste und schaffen nur Komplikationen. Ensemble-Filme, die viel Facetten unterbringen und miteinander verknüpfen wollen, sind kein leichtes Unterfangen, aber dem französischen Gespann Agnès Jaoui (Regie und Buch) und Jean-Pierre Bacri (Buch)



Wirrnisse, die Spass machen: «Au bout du conte».

ist das mit verspielter Eleganz und blendenden Dialogen gelungen. Mag sein, dass der Film zu lang ist, zu viel hineingepackt wurde, aber die Wirrnisse machen Spass. ★★☆☆☆

**Freier Fall** — Marc (Hanno Koffler) ist ein deutscher Mittdreissiger, der sein Leben durchgeplant, Unvorhergesehenes quasi eskamotiert hat: Die Doppelhaushälfte haben die Eltern vorfinanziert, Nachwuchs ist unterwegs, und bei der Polizei hat er sich gut für eine Karriere positioniert. Da kann nichts schiefgehen. Doch dann lernt er bei der Fortbildung den Kollegen Kay (Max Riemelt) kennen, der eine Leichtigkeit hat, die ihm in seiner Planungswut abgeht. Bald wird aus der Bewunderung Zuneigung und schliesslich Liebe. Entfernt an Ang Lees «Brokeback Mountain» erinnernd, schildert Stephan Lacants Film überzeugend, wie das homosexuelle Bekenntnis eine spiessige Welt zum Einsturz bringt. Die filmische Umsetzung dagegen ist zu kleinlich und TV-formatig. ★★☆☆☆

## Fragen Sie Knorr

**Stimmt es, dass der Lone Ranger – die Figur ging aus einer Radioserie hervor, und demnächst startet eine Neuverfilmung im Kino – der erste Pulp-Held mit einer Augenmaske war?** Ch. S., Schaffhausen



Nein, die Augenmaske war ein beliebtes Requisit der Vaudeville-Burlesken und -Hanswurstiaden. Mit ihr liessen sich wilde Verwechslungs-Schabernacke treiben, und der Zuschauer wusste immer, wer auf der Bühne die anderen hinters Licht führte; was ja den

Spas ausmachte. Der Erste, der die Augenmaske für einen richtigen Abenteuerhelden einsetzte, war Johnston McCulley mit seinem Zorro. Fran Striker, der Erfinder des Lone Ranger, der ihn zunächst für eine Hörspielserie konzipierte, sah in ihm immer schon eine Comic-Figur; er schrieb die ersten Zeitungsstrips und bestimmte sein Aussehen: weisser Stetson, rotes Hemd und Schimmel. Knallfarben und Augenmaske sind Comic pur.

### Wolfram Knorr

Der Journalist und Buchautor gehört zu den renommiertesten Filmkritikern der Schweiz.

Fragen an: knorr@weltwoche.ch  
Unveröffentlichte Fragen können nicht beantwortet werden.

## Fernseh-Kritik

### Silikon in Afrika

Von Rico Bandle

Als RTL 2004 erstmals mit der Reality-Sendung «Ich bin ein Star – holt mich hier raus» auf Sendung ging, sahen Pädagogen, Medienwissenschaftler und Journalisten schon das Ende unserer Zivilisation kommen. Eine Gesellschaft, die mit Vergnügen Prominenten beim Essen von Känguru-Hoden zuschaut, sei nicht mehr zu retten, so der Tenor. Mittlerweile ist die Kritik verstummt – und die Zuschauerforschung hat ergeben, dass genau jene Bevölkerungsschicht die Dschungelshow am liebsten schaut, aus der die Mahner stammten: Akademiker und Bessergebildete.

Die neueste Variante des Formats «Prominente in der Wildnis» spielt nicht mehr im australischen Dschungel, sondern in der afrikanischen Wüste. Das Konzept von «Wild Girls – Auf High Heels durch Afrika» ist simpel: Man schickt eine Horde Frauen aus der untersten Liga der Trash-Prominenz durch die Sandwüste von Namibia und schaut, was passiert.

In der ersten Folge begegneten die Frauen einem Eingeborenenstamm. Oder einfach Afrikanern, die sich gegen etwas Geld als Eingeborene verkleidet haben. So genau weiss man das nicht. Selbstverständlich sind die Stammesfrauen barbusig, das war schon in den Wildnis-Dokumentarfilmen der 1960er Jahre ein bewährter Trick, um männliches Publikum unter dem Vorwand der Bildung ins Kino zu locken. Die Hauptattraktion in diesem Menschenzoo bleiben aber die importierten deutschen Silikon- und Botox-Monster, deren Lippen dicker sind als jene der Afrikanerinnen – und die beim Anblick jeden Ungeziefers zu kreischen beginnen. Das kurioseste Exemplar unter den Weissen ist der Transvestit Conchita Wurst, ein Mann mit Brüsten und aufgemaltem Bart, der bei den Afrikanern erstaunlich gut ankommt.

Im Gegensatz zum «Dschungelcamp» bleibt der Wüstentrip weitgehend humorfrei. Entsprechend verleidet die am Anfang äusserst vergnügliche Sendung schon vor der ersten Werbepause. Was beweist: Es besteht doch noch Hoffnung für unsere Zivilisation.

**Wild Girls – Auf High Heels durch Afrika:** Mittwoch, 20.15 Uhr, RTL.

# Das Phantom vom Zürichsee

Tina Turners Gästeliste; Traum eines Schönheitschirurgen; aufregende Zahnärztinnen. Von Hildegard Schwaninger



Es soll laut werden: Brautleute Tina Turner und Erwin Bach.

**R**ock-Königin Tina Turner lebt seit 1995 am Zürichsee, aber man sieht sie praktisch nie. Bei einer Prada-Modeschau konnte man sie mal aus nächster Nähe beobachten (und war verblüfft, wie jung sie aussieht), kurz tauchte sie beim «Swiss Award» (wo sie geehrt wurde) auf, manchmal sieht man sie in den «Kunststuben» in Küsnacht (soll ihre Kantine sein, weil sei gleich nebenan wohnt), und durch die Presse ging das Foto, wo sie sich, begleitet von ihrem Lebenspartner Erwin Bach, den Schweizer Pass abholt. Tina Turner, das Phantom.

Jetzt reden alle von Tina Turner und Erwin Bach. Sie haben kürzlich geheiratet, und am kommenden Sonntag findet in Küsnacht die buddhistische Hochzeitszeremonie statt. Es soll laut werden, stand im *Blick*, man habe die Nachbarn um «Nachsicht und Entschuldigung für allfällige Störungen» gebeten. Eine Konzertbühne mit Sound- und Lichtanlage soll aufgebaut werden.

Wenn man mit einem Weltstar (oder sonst einem Promi) befreundet ist, gilt als oberstes Gebot: niemals mit anderen über ihn zu sprechen. So spricht auch niemand in Zürich je über Tina Turner. Also kann man über die 120 Gäste nur mutmassen. Boutiquenkönigin Trudie Götz, Freundin und Nachbarin, wird sicher da sein (bei Trois Pommes kauft Tina Turner ihre Kleider). Unternehmer Beat Curti und Re-

gula Curti, mit der sie eine CD aufgenommen hat, der frühere Star-Mediziner Franz («Schurli») Rhomberg und Esther Rhomberg, die eine gute Freundin von TT ist, deren Bruder Walter Frey (Autos) und Barbara Frey, Bankiers-Ehefrau Gabriele Bär, Gründerin und Chefin der Catering-Firma Why Not Affairs für gesundes Metabolic-Balance-Essen, die Starköche Horst Petermann und Rico Zandonella sowie Kaspar Fleischmann, der Fotokunst-Sammler, auf dessen Anwesen das Fest stattfindet. Tina Turner und Erwin Bach wohnen in der



Ganz in Weiss: Starkoch Petermann.

Villa, Kaspar Fleischmann ist vor Jahren schon ins Badehaus gezogen. Ein Badehaus de luxe. Alle Gäste kommen in Weiss. Das Catering besorgt Franz Rhomberg von Franzoli.

**V**om Ägäischen Meer direkt ins Tonstudio: Kaum aus den Ferien in Griechenland zurück, eilte Schönheitschirurg Christoph Wolfensberger in die Hardstudios in Winterthur, wo er sein erstes Recording für das Musikprojekt «Swiss Mood» machte. Damit geht für den Arzt ein Herzenswunsch in Erfüllung. Er spielt Trompete und singt. Mit der Thomas Biasotto Big Band. Seine Muse, Ehefrau Petra, sass im Aufnahmestudio dabei und drückte die Daumen. Aus der Taufe gehoben wird die CD, bei der auch Maja Brunner und der Hackbrett-Virtuose Roman Brülisauer mitmachen, im nächsten Frühling. «Musik ist mein Energiespender», sagt Wolfensberger. «Mein Hauptberuf ist immer noch die Medizin.»

**S**eit die Abivardi-Schwester ihre Swiss-Smile-Zahnarztkette eröffnet haben, versetzen die blonden Iranerinnen Golnar und Haleh Abivardi die Zürcher Zahnarztzene in Aufregung. Mit ihrer Expansionspolitik sorgen sie bei der Konkurrenz für Angst, aber auch für Schadenfreude, wenn etwas schiefgeht. Auskünfte über den Geschäftsgang gibt die nicht börsenkotierte Firma keine. Die Investoren geben sich die Klinke in die Hand. Ein Investor der ersten Stunde war der Bankier Thomas Matter, der seinen 25-Prozent-Anteil am Unternehmen mittlerweile verkauft hat. Jetzt hat die *Handelszeitung* den Namen neuer Investoren publiziert. Marlene Porsche und ihre



Immer weiter: Golnar (l.) und Haleh Abivardi.

beiden Söhne Valentin Piëch und Toni Piëch, beide aus ihrer Verbindung mit Ferdinand Piëch. Marlene Porsche war vorher mit dessen Cousin Gerd Porsche verheiratet, heute lebt die österreichische Kunstfreundin mit dem Biochemiker Max Burger, emeritierter Professor der Universität Basel, am Vierwaldstättersee. Toni Piëch ist verheiratet mit einer Zürcherin: Xenia, Tochter von Silvia Würth, heute Ehefrau des zum Reiseleiter mutierten TV-Journalisten Peter Achten. Ja, die war auch schon mehrmals verheiratet. Einmal sogar mit Yello-Musiker Dieter Meier. Aber das ist so lange her, dass es schon nicht mehr wahr ist.

## Im Internet

[www.schwaningerpost.com](http://www.schwaningerpost.com)

## Paradiesische Zustände

Die Autorin Christiane Hagn, 32, liess für den Fischer David, 29, alles hinter sich und lebt seit neun Monaten auf der indonesischen Insel Sumatra: in einer Bambushütte.



«Wunderschön»: Liebespaar David und Christiane.

**Christiane:** Die Entscheidung, ins Paradies zu ziehen, fiel mir nicht nur leicht. Es bedeutete: Job kündigen, Wohnung vermieten, Flug buchen, Koffer packen und Indonesisch lernen. Und der schwierigste Part: das Ganze meinen Eltern beizubringen. Die waren nur wenig begeistert von der Entscheidung, mein geregeltes Leben hinter mir zu lassen, um zu meiner Urlaubsbekanntschaft auf die muslimische Insel Sumatra zu ziehen. Die Tatsache, dass David selbst kein Einheimischer ist, sondern aus Südafrika stammt, konnte sie nicht wirklich trösten.

**David:** Wir lernten uns am Ende von Christianes dreimonatiger Rucksackreise durch Australien und Indonesien kennen. Es war ihre letzte Woche und damit für uns beide der ungünstigste Zeitpunkt, um sich zu verlieben. Wir verbrachten zehn unbeschwerte, romantische Tage auf der Insel und auf meinem Fischerboot. Zum ersten Mal in meinem Leben fiel es mir verdammt schwer, mich von jemandem zu verabschieden. Aber wir blieben in engem Kontakt.

**Christiane:** Seit meiner Ankunft sind neun Monate vergangen. Ich lernte viel dazu. Auch über mich: dass ich mit Einsamkeit umgehen kann und dass ich überraschenderweise Katzen mag, Ängste überwinden kann und die

Nähe zu einem Mann nicht nur aushalten, sondern geniessen kann. Ich lernte Indonesisch, kann meinen eigenen Fisch fangen, mit den Händen essen und im Damensitz auf dem Motorrad fahren. Und alles, was ich über meinen Partner gelernt habe, war sowieso neu für mich.

**David:** Wir kannten uns ja kaum. Und der Lernprozess hält immer noch an, und heute wissen wir: Es braucht viel Zeit, bis man einen Menschen wirklich kennt. Gott sei Dank ist die Liebe trotz Kenntnis detaillierter Eigenschaften und Marotten nicht verlorengegangen, ganz im Gegenteil.

**Christiane:** An einem perfekten Tag schreibe ich an meinen Büchern, spiele Schach, beobachte den Sonnenauf- oder -untergang, schwimme im Meer, fische und sehe dabei den Delfinen zu. Allerdings habe ich auch nach wie vor meine Probleme und ab und an rebellische Ausbrüche. An meiner Meinungsfreiheit halte ich fest, auch wenn Widerspruch gerade gegenüber älteren Menschen hier als unhöflich empfunden wird.

**David:** Manchmal ist es auch schwierig, Zeit für sich selbst oder eine Ablenkung zu finden. Das gibt es hier kaum. Das nächste Kino ist eine Flugstunde entfernt, eine Bar existiert nicht, und die Freundschaften, die wir mit Touristen schliessen, sind meistens zeitlich begrenzt. Das führt dazu, dass wir uns vielleicht intensiver miteinander auseinandersetzen müssen als andere Paare. Das ist manchmal eine Herausforderung, und trotzdem ist jeder Tag wunderschön.

**Christiane:** David würde mich gerne heiraten. Ich kann mir das grundsätzlich vorstellen, aber wir wollen beide nichts überstürzen. Im Moment besteht keine Notwendigkeit. Falls wir eines Tages Kinder bekommen sollten, möchten wir jedoch beide, dass sie eine gute Schule besuchen können, und eine bessere medizinische Versorgung wäre dann auch nicht schlecht. Möglicherweise – das mögen wir jetzt allerdings noch nicht verplanen – ziehen wir eines Tages als Mann und Frau nach Südafrika.

**Christiane Hagn:** Macht's gut, ihr Trottel! Ich zieh dann mal ins Paradies.  
Eden Books, 272 S., ab Mitte August erhältlich  
Protokoll: **Franziska K. Müller**

## Nichtssagend

Von *Andreas Thiel* — Von der Nazikeulenwürde des Ehrendoktors.

**Thiel:** Herr Steinbrück, warum sind Sie so empört über die amerikanische Überwachung, wo Sie doch selber die totale Überwachung deutscher Bürger befürworten und auch gleich noch den deutschen Spionagedienst dafür einsetzen, private Daten aus der Schweiz zu stehlen?



**Steinbrück:** Jetzt kommen Sie aber mit der Stasi-Keule.

**Thiel:** Daran habe ich gar nicht gedacht. Aber da fällt mir ein, dass das Bankgeheimnis in der Schweiz vor hundert Jahren eingeführt wurde, um das Geld deutscher Bürger vor dem hemmungslosen Zugriff der deutschen Regierung zu schützen. Wenn ich mir die deutsche Regierung heute anschau, dann scheint diese nicht weniger gehemmt zu sein.

**Steinbrück:** Und jetzt kommen Sie auch noch mit der Nazi-Keule.

**Thiel:** Wieso? Vor hundert Jahren schrieben wir das Jahr 1913. Wenn schon, dann ist dies eine Kaiser-Keule.

**Steinbrück:** Kaiser? Welcher Kaiser?

**Thiel:** Mein Gott, vermutlich der Kaiser von China...

**Steinbrück:** Kommen Sie jetzt auch noch mit der Kommunisten-Keule?

**Thiel:** Das wäre dann Mao gewesen. Aber da Sie als Sozialdemokrat Mao näherstehen als dem Kaiser von China, lasse ich Ihnen Ihre historische Unbildung durchgehen. Ich weiss ja nicht, wer Ihre Doktorarbeit geschrieben hat.

**Steinbrück:** Jetzt kommen Sie auch noch mit der Plagiats-Keule, dabei bin ich Ehrendoktor.

**Thiel:** Da fällt mir ein, wissen Sie, was «Plagiat» rückwärts gelesen heisst?

**Steinbrück:** Äh... Taigalp?

**Thiel:** Genau.

**Steinbrück:** Und was heisst das?

**Thiel:** Nichts. Aber ich wollte auch mal etwas Nichtssagendes zu diesem Gespräch beigetragen haben.

**Andreas Thiel,** Jahrgang 1971, ist Schriftsteller und Kabarettist.



## Frische aus der Nische

Von Peter Rüedi



Es ist ja nicht so, dass nur das Kleine schön ist beim Wein. Hier war ja auch schon mal das Lob auf eine sizilianische Genossenschaft auszubringen, deren Produktionsvolumen (so was um die 6000 Hektaren) geeignet ist, eine in den Diminutiv verliebte Schweizer Kundschaft vor dem ersten Schluck zu verschrecken. Dabei wäre sie von dem einen oder andern Produkt des Megaproduzenten entzückt – wenn's nur um die Sache ginge. Lassen wir das.

Wer wüsste nicht, dass beim Wein die Bedeutung mindestens so viel zählt wie die Materie selbst. Und wem gelänge es ganz, davon zu abstrahieren. Von der Etikette einer Flasche, beispielsweise. Peter Stucki im zürcherischen Teufen, der etwas mehr als einen Dreitausendstel der genannten Cooperativa bebaut, verpasst seinen Bouteillen Aufkleber von ultimativem Understatement – eine Banderole in alter Schreibmaschinenschrift, die nicht weniger signalisiert als «Etikettentrinker unerwünscht». Stucki ist ein Bewohner einer Kleinstnische, sozusagen das antiglobale Prinzip schlechthin. Dass er auf seinen 2,7 Hektaren Rebfläche nach biodynamischen Grundsätzen wirtschaftet, ist da zumindest naheliegend.

Nun garantiert das Studium der Schriften von Rudolf Steiner noch keine Weine wie die von Lalou Bize-Leroy. Und auch dass Peter Stuckis Onkel der renommierte Tessiner Selbstkelterer-Pionier Werner Stucky ist («Conte di Luna», «Tracce di Sassi»), ist noch kein dynastischer Ausweis. Allein, in kurzer Zeit (den Betrieb in Teufen konnte er 2003 kaufen) gelang dem ernsthaften Newcomer so etwas wie eine eigene Handschrift, in einer Ecke, wo es zwischen Urs Pircher, Michael Meyer, Ruedi Baumann und anderen an Meistern in der Interpretation des Ostschweizer Pinot noir nicht mangelt.

Stuckis 2011er ist eine beerenduftende, frische, saftige und schön gerundete Erfreulichkeit. Ausgebaut in gebrauchtem Holz, ma non troppo – gerade so, dass ihm seine jugendlich-elegante Beschwingtheit nicht unter falschem Anspruch abhandenkommt. Das Demeter-Label ist mir persönlich eher egal. Aber es soll ja keinen abschrecken!

Peter und Karin Stucki: Pinot noir Teufen 2011. Weinhandlung am Küferweg, Fr. 18.–. [www.kueferweg.ch](http://www.kueferweg.ch)

## Dine & Wine, Speis und Trank

Von Jürg Zbinden



1 — In den drei Detailverkaufsgeschäften von Aux arts du feu in Luzern, Zürich und Genf werden hochwertige Produkte aus Tisch- und Wohnkultur angeboten. Die Spitzen-erzeugnisse aus den Bereichen Glas, Kristall, Porzellan und Silber stammen ausnahmslos von renommierten europäischen Manufakturen. Das Ladengeschäft an der Bahnhofstrasse 31 in Zürich wurde kürzlich umgebaut und vollständig neu gestaltet, es präsentiert sich mit einer ausgesucht schlichten, hellen und grosszügigen Inneneinrichtung. Bei Aux arts du feu ist etwa die Gläserkollektion «Château Baccarat» erhältlich, bestehend aus Dekanter (Fr. 420.–), Champagnerkelch (Fr. 105.–) sowie Weisswein- und Rotweinglas, Becher in je zwei Grössen (à Fr. 68.–).

2 — Das Besteck «Jardin d'Eden» der Silbermanufaktur Christofle wurde vom mehrfach ausgezeichneten niederländischen Designer Marcel Wanders entworfen. Tafelmesser (Fr. 135.–), Tafelgabel und Tafellöffel (je Fr. 114.–) sind, für sich besehen, schon eine Augenweide. Da bleibt ja nur noch «Bon appétit» zu wünschen. Ebenfalls von Aux arts du feu.

3 — Das «wineTee» ist ein aus multifunktionalen Stützen bestehendes Regalsystem, wie gemacht für passionierte Sammler. Wer etwa sein Herz an die guten alten Vinylplatten verloren hat, weiss, wie schwierig es ist, die LP-Sammlung übersichtlich zu ordnen. Auch andere Formate stellen für das «wineTee» kein Problem dar – Compact Discs oder Kochbücher, Vasen oder Lichtobjekte kommen darin ebenfalls zu dekorativer Geltung. Und natürlich lassen sich Weinflaschen in beliebiger Zahl stapeln. Die Stützen des praktischen Regalsystems im Minimal Design sind aus grundsolidem Schwarzstahl und garantieren Stabilität bei festem Stand.

Auf Wunsch ist zusätzlich eine Wandhalterung erhältlich. Durch die variablen End- und Mittelteile und die einfach einzusteckenden Regalböden kann das «wineTee» nahezu beliebig auf- und umgebaut oder aufgestockt werden. Das System ist korrosionsgeschützt und wurde mittels Laser millimetergenau zugeschnitten und in Manufaktur- und Handarbeit verschweisst, entgratet, geprüft und verpackt. Die Kosten variieren je nach gewünschter Grösse, die entsprechenden Preise sind auf der Website [www.lebenszubehoer.com](http://www.lebenszubehoer.com) ersichtlich.



Auto

## Es darf ein bisschen mehr sein

Der schnellste Roadster der Welt fährt sich so leicht wie ein Polo und beschleunigt so schnell wie ein Kampfjet. *Von David Schnapp*

Wir verlassen auf einer Landstrasse im Elsass einen Kreisel, Pierre-Henri Raphanel sitzt am Steuer des Veyron Grand Sport Vitesse, und während er spricht und schwärmt von diesem aberwitzigen Auto, schaltet er in den zweiten Gang und drückt das Gaspedal durch. Was jetzt geschieht, können vermutlich nur Leute nachvollziehen, die schon einen Kampfjet geflogen haben. Mein Magen fühlt sich an, als sei er eben gegen die Wirbelsäule gepresst worden, ich kann kaum leer schlucken, da zeigt der Tacho schon 240 km/h an. Raphanel, «Pilote Officiel», steht auf die Bremse, der nächste

Kreisel, 500 Meter entfernt, nähert sich. Jetzt stellt sich der Heckflügel senkrecht in den Wind, der Wagen stoppt, als wäre man gegen einen stehenden Elefanten gerannt. Von 0 auf 100 km/h ging es in 2,6 Sekunden und von 100 auf 0 in 2,3. Trotzdem: «Dieses Auto kann jeder fahren», sagt Raphanel. «Man braucht dafür nur einen gültigen Führerschein und zwei Millionen Euro.»

### Der Rest ist irgendwie klein

Gegen den Vitesse ist fast alles, was sonst noch auf vier Rädern in der Welt herumfährt, irgendwie klein. Alles an diesem Auto, das etwas Urtümlich-Insektenhaftes hat, ist Comic-haft der Realität entrissen, und von allem hat es ein bisschen mehr: ein Motor mit 16 Zylindern, 4 Turboladern, 1200 PS, 1500 Nm.

Nun steigt der Mann, der mit 431 km/h den Geschwindigkeitsweltrekord in einem Serienfahrzeug hält, aus und überlässt mir das Steuer. Ich wische meine feuchten Hände an den Hosenbeinen ab, schiebe den Sitz etwas nach vorne und tippe mit Vorsicht das Gaspedal an. Schnell legt sich die Nervosität. So

aberwitzig der Vitesse wirkt, er fährt sich so leicht wie ein Polo. Das 7-Gang-Doppelkupplungsgetriebe schaltet schnell und selbst bei Schrittgeschwindigkeit ohne zu ruckeln. Der Wagen ist so leicht verständlich wie ein Schraubenzieher, die Übersichtlichkeit vorbildlich.

Nach zwei Minuten fühle ich mich im Bugatti heimisch. Man bekommt zwar präzise Rückmeldung vom Fahrwerk, aber es nervt einen nicht wie in anderen Sportwagen mit nervösen Schlägen. Im Nacken hat man diese gewaltige Maschine, die im Leerlauf grummelt wie ein grosser Schiffsdiesel und im Normalbetrieb monoton-metallisch singt. Dann drückt man aufs Gas, die Turbolader pfeifen, und wenn man das Pedal wieder loslässt, entweicht die überflüssige Luft aus den beiden Auslässen auf dem Dach mit einem seufzenden Geräusch. Es ist ein wunderbares Zusammenspiel aus den Elementen und der Ingenieurskunst.

Ettore Bugatti (1881–1947) war wohl ein getriebener, genialer Erfinder, der zwar Autos baute, aber auch jedes Scharnier, das auf seinem Firmengelände gebraucht wurde, selbst entwickelte. Eisenbahnzüge, Operationsbesteck, selbst die kaputte Spaghettimaschine seines Kochs flickte und verbesserte er. Diesen Geist lässt der Volkswagen-Konzern, zu dem Bugatti heute gehört, im Veyron wiederauferstehen, das Auto ist eine perfekte Mischung aus Genialität und Wahnsinn.

### Bugatti Veyron 16.4 Grand Sport Vitesse

Leistung: 1200 PS, Hubraum: 7993 ccm  
Höchstgeschwindigkeit: 410 km/h  
Preis: € 1690 000.– (exkl. Steuern)





«Ich bin beweglich»: Nachtclub-VIP-Betreuerin Montenegro.

MvH trifft

## Rossetta Montenegro

Von Mark van Huisseling — Ein Gespräch mit einer VIP-Betreuerin darüber, wie die andere Hälfte ihre Sommerferiennächte verbringt.

**W**ie sieht Ihr Arbeitstag aus im Sommer? – «Ich bin immer *happy*, ich bin ein zufriedener Mensch. Ich wache morgens auf und schaue meine vielleicht 25 neuen Anfragen für Reservierungen an; das heisst, es ist ungefähr zwei Uhr am Nachmittag, wenn ich aufwache.» – «Sie arbeiten nachts, nicht wahr?» – «Ja, jede Nacht, ich gehe jeden Abend aus, ich habe nie frei im Sommer. Um Mitternacht bin ich im Klub und checke, ob meine Tische in Ordnung sind. Danach gehe ich an die Türe und erwarte meine Gäste. Ich habe viele Kunden, sie vertrauen mir; ich sage immer, mein Name öffnet jede Türe im «Pacha», ich mache diese Arbeit seit dreissig Jahren. Ich glaube, ich bin gut informiert – in der Nacht sind die Leute gesprächig, nach ein paar Drinks erzählen sie einem ihr Leben.» – «Weshalb beginnt das Nachtleben in Spanien eigentlich so spät?» – «Spanien hat eine eigene Zeitrechnung; wir brauchen für alles mehr Zeit, wir essen länger,

wir reden länger miteinander und so weiter.»

Rossetta «Pacha's Golden Girl» Montenegro ist zuständig für sogenannte «Very Important Person»-Reservierungen im «Pacha», dem nachgefragtesten Nachtclub Ibizas (und somit vielleicht Europas, im Juli und August jedenfalls), sowie im «Lio», einem schicken Restaurant/Cabaret, das auch der spanischen Familie Urgell gehört. «VIP-Reservierung» heisst, aus der *entertainment industry*-Sprache übersetzt: Gäste, oft sechs oder mehr, die über, sagen wir, 3000 Euro im Klub beziehungsweise 2000 im Restaurant ausgeben (manchmal viel mehr). Vor vierzig Jahren kam Rossetta ferienhalber vom Festland auf die Insel und zog später hin. Sie arbeitete zuerst in der Freiluftdiskothek «Ku», die damals Treffpunkt des internationalen Jetsets war (Wikipedia). Ausserhalb der Saison ist sie Immobilienverkäuferin; sie wohnt mit ihrem Mann, einem Architekten, in der Nähe des Golfplatzes von Ibiza.

«Ist es anstrengend, nachts in einem Klub und mit sogenannten VIPs zu arbeiten?» – «Das macht mir nichts, ich bin eine junge alte Lady, wissen Sie. Mein Vater sagte: «Wenn du über vierzig bist und dir morgens nichts weh tut, bist du tot.» Bei mir ist das nicht so, ich bin beweglich.» – «Sind VIPs schwierig?» – «Nein, richtige VIPs sind süss, Leonardo DiCaprio zum Beispiel, sehr angenehm. Schwierig sind ihre Bodyguards, PAs [Personal Assistants], das Gefolge. Leute, die jemand sind, sind bescheiden oder entspannt. Ich weiss noch, als ich James Blunt, der damals mit Petra Nemcova zusammen war, kennenlernte. Ich gab ihnen den besten Tisch, und er fragte, ob er einen weniger guten haben könne, einen, an dem sie nicht auffielen . . . Heute fühlt sich James im «Pacha» wie zu Hause.»

«Aus welchen Ländern kommen die unangenehmsten Gäste?» – «Wir haben seit neuestem Chinesen und Inder, die kommen mit ihren Jachten, sie sind eigentlich angenehm. Für die Russen habe ich keine Worte, wirklich keine Worte.» – «Dieses Jahr spielen im «Pacha» fast alles neue Discjockeys, ausser David Guetta, geht das gut?» (Guetta wohnt sommers nicht mehr in Ibiza, sondern in Las Vegas, wo er auftritt, doch er fliegt jeden Donnerstag auf die Insel für seine Partynacht. Die anderen bisher bestverkaufenden DJs des «Pacha», darunter der Schweizer Luciano, wurden entweder entlassen oder haben gekündigt [je nach Quelle]; einige von ihnen sollen in dem neueröffneten Klub «La Bomba» [oder «Boom!», beide Namen liest man] von Giuseppe Cipriani, ungefähr 200 Meter vom «Pacha» entfernt, auftreten.) «Unsere neuen DJs sind grossartig, der Deutsche Solomun zum Beispiel. Ricardo Urgell, mein Chef, war nicht mehr bereit, die Gagen zu zahlen, die einige der alten DJs verlangten. Wir haben sie berühmt gemacht, und dann wollten sie Hunderttausende Euro für einen Auftritt, was denken die, wer sie sind – Frank Sinatra?»

«Kann jemand, der nicht Ihre Mobilnummer kennt und nicht 3000 Euro ausgeben kann in einer Nacht, auch einen guten Abend haben im «Pacha»?» – «Die 18-Jährigen brauchen mich nicht, sie informieren sich in sozialen Netzwerken und buchen ihre Tickets im Internet.» – «Stimmt es, was man hört über das Trinkgeldgeverhalten reicher Leute, dass sie wenig geben nämlich?» – «Ich hatte gerade einen Gast, der jedes Jahr kommt, und dieses Jahr fragte er: «Wie viele Mitarbeiter gibt es eigentlich im VIP-Bereich?» Ich sagte: «70» – und er liess 70 000 Euro Trinkgeld liegen; er hatte Champagner bestellt für 85 000 Euro. Am nächsten Abend fragte er im «Lio», wie viele Mitarbeiter es gebe – es gibt 86, und er gab 86 000 Euro *tip*.»

**Ihr liebstes Restaurant:** «Ca n'Alfredo», Paseo de Vara de Rey 16, Ibiza, Telefon +34 971 31 12 74.



## *Entdecken Sie* die Vielfalt der Schweizer Traditionen und Bräuche.

Holen Sie sich jetzt in einer UBS-Geschäftsstelle in Ihrer Nähe die neue Broschüre «100 Traditionen & Bräuche. Echt Schweiz.» von Schweiz Tourismus und UBS. Mit exklusiven Tipps und vergünstigten Freizeitangeboten.



UBS – Partner von  
Schweiz Tourismus



[www.ubs.ch/entdecken](http://www.ubs.ch/entdecken)